Mit Hitler, Meldegänger

Erklärung zur Titeländerung

Ein Jahr vor der Machtergreifung wurde das vorliegende Buch geschrieben und 1932 unter dem Titel „Zwei Meldegänger" herausgegeben.

Für die darauffolgenden Auflagen II bis VIII 1933—39) wurde der Titel „Meldegänger Hitler" gewählt. Die Zeitgeschehnisse machten einige kleine Änderungen im Texte als auch des Titels nötig. Die neue Auflage erhält den Titel „Mit Hitler Meldegänger". Dies entspricht auch mehr dem Inhalt des Buches.

Brandmayer, der 4 Jahre mit Hitler Meldegänger war, erzählt seine Kriegserlebnisse und sein Zusammensein mit Hitler.

Der Anlaß, dieses Buch zu schreiben, war die Empörung darüber, daß haßerfüllte Gegner in niederträchtigster Weise die Soldatenehre des Führers besudelten. Diesen Verleumdungen mußte durch die Wahrheit entgegengetreten werden. Davon gab sein Kamerad Brandmayer Zeugnis. Nur er kannte die Lauterkeit seines Kameraden Hitler und konnte deshalb auch die Wahrheit über die Fronttätigkeit der Oeffentlichkeit mitteilen. So sah Hitler in Wirklichkeit aus: Stets ein hilfsbereiter Kamerad, bescheiden und anspruchslos, was seine Person anbelangt. Nie war ihm im Dienst etwas zu viel, nie klagte er über die damaligen Mühen und Plagen. Sein Pflichtbewußtsein

und seine Vaterlandsliebe, so schreibt Brandmayer, waren ohne Grenzen und für uns damals unfaßbar. So ist der Führer sich gleich geblieben, beherrscht von einem unbeugsamen Kampfeswillen, als Meldegänger im Weltkrieg, in der Kampfzeit, als Kanzler und Führer des deutschen Volkes. So steht er heute in unerbitterlichem Kampf um Deutschlands Freiheit.

Möge dies Büchlein weiter seinen bescheidenen Teil dazu beitragen, diesen Kampfeswillen im deutschen Volke zu festigen, denn solange Deutschland besteht, wird Kampf die Parole sein: Kampf gegen seine ewigen Neider, Kampf um die Erhaltung seiner Einigkeit zum Wohle eines langen Friedens in einem ewigen, starken Deutschland.

Neujahr 1940

Der Verleger.

Mit Hitler

Meldegänger 1914–18

Erlebt und erzählt von

Balthasar Brandmayer

mitgeteilt von Heinz Bayer

Buchverlag Franz Walter, Ueberlingen a. Bodensee

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung,
vom Verleger vorbehalten.

Druck: Bernhard Wagner, München-Kolbermoor

Die Wahrheit
dem
deutschen Volke

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	11
Spätherbst 1914	13
Ins Feld	17
Wieder beim Regiment	26
Erste Begegnung mit Adolf Hitler . .	35
Flandern, Flandern . . . ! . . .	40
Von Fromelles zur Schlacht an der Somme 1917	51
	67
Von Montdidier über Chemin des Dames zur Aisne	78
In der Heimat	89

Vorwort

Ueber die Fronttätigkeit Adolf Hitlers herrscht noch allenthalben Unklarheit, vieles wird nicht geglaubt. Ich habe mich entschlossen, Hitler so zu schildern, wie er in Wirklichkeit war. Auch fand ich es für notwendig, bis zum Zusammentreffen mit Hitler die Ereignisse wiederzugeben, weil Adolf Hitler auch an ihnen teilgenommen hat. Ich habe in dieser Schrift die Dinge genannt, wie sie waren und wie manches heute noch zutrifft. Es sind in der letzten Zeit mehr als genug Artikel geschrieben worden, worin Hitler je nach Stellung des Artikelschreibers gewürdigt oder geschmäht wurde. Ich war immer und noch heute frei von solchen Bindungen; umso leichter wurde es mir, ein rein objektives Bild, schlicht und wahrheitsgetreu zu geben. Heute leben noch Zeugen genug, die mir jederzeit entgegentreten könnten. Schon aus diesem Grunde mußte ich mich streng an die Wahrheit halten.

Möge diese Schrift der Leser über alles schätzen, da sie in fernen Zeiten als Dokument einen großen Wert haben wird, zumal es kaum 10 Mann waren, die tatsächlich im Felde an Hitlers unmittelbarer Seite standen.

18 Jahre sind seit dem menschenmordenden Ringen verronnen und heute ziehe ich mein Kriegstagebuch hervor. Es ist notwendig geworden, damit das deutsche Volk selbst urteile, ob es diesem Manne Gefolgschaft leisten kann und will. So übergebe ich das Buch der deutschen Oeffentlichkeit in der Hoffnung, daß es allüberall großen Anklang finden möge!

B. Brandmayer.

Götting-Bruckmühl,
am Jahrestage des Kriegsausbruches 1932.

Spätherbst 1914

Wanderer, kommst du nach Deutschland
erzähle dort, daß wir geblutet,
Starben als Helden getreu, wie sein Gesetz
es befahl!

Seit den Augusttagen 1914 wollte mein Heimatdörfchen nicht mehr zur Ruhe kommen. Die meisten waffenfähigen Männer und Reservisten verließen Götting. Junges Eheglück wurde jäh gestört. Und die Frau blickte tränenden Auges dem scheidenden Manne nach. Vielleicht sah sie ihn fürs Leben zum letzten Male. Kinder schrieen nach ihrem Vater. Herzzerreißende Szenen werden heute wieder in meiner Erinnerung wach. Vater und Mutter gaben ihrem fortziehenden Sohne das letzte Geleite zur Bahnstation Bruckmühl. Noch manche Grüße mit winkender Hand und der Zug trug ihn zur Garnisonsstadt. Auch Pferde wurden ausgemustert und mußten ihre gewohnten Ställe für immer verlassen. Frauen und Mädchen wetteiferten in der Herstellung von Wollsachen für

unsere Feldgrauen. Von der Heimat gingen unzählige Liebespakete in das Feld ab. Alle waren bestrebt, sich uneigennützig in den Dienst des Vaterlandes zu stellen; denn zu Weihnacht, wenn unsere Soldaten an der Westfront weiter so rapid vorwärts drängen, sei man in Paris und der Krieg finde somit sein rasches Ende. Aber es sollte anders kommen!

Die Ernte war geborgen. Der Herbst hatte reichlich gespendet. Nun fegte der Wind über die müden Felder. Der nebelige November, reich an Stimmung voll Melancholie, war in die deutschen Lande gezogen. Die Natur schickte sich an, den Winter gewähren zu lassen. Vom Strauch fielen die letzten roten Beeren.

Eines Tages — ich selbst arbeitete noch an meiner Baustelle — da brauchte der Briefträger länger zur Abgabe der Post als sonst. Es war Mittag. Ich stürmte, vom Hunger getrieben, wie gewöhnlich dem Elternhause zu. Beim Eintritt in die Stube fand ich Mutter und Geschwister aufgelöst in Tränen. Eine dunkle Ahnung durchflog meine Seele. Mein drängendes Fragen nach dem Grunde ihres Schluchzens vermochten sie nicht zu beantworten, der Schmerz der nahenden Trennung und die Ungewißheit über mein ferneres Schicksal ließ die Worte auf ihren Lippen ersterben. Durch den Anblick ihrer geängstigten, verweinten Gesichter war mir alles klar geworden. Stumm reichte mir mein alterndes Mütterlein den Gestellungsbefehl. „Es muß sein, das Vaterland ruft",

dachte ich mir im geheimen und steckte ihn zu mir. Und ich muß gestehen, daß ich innerlich froh war; denn ich wollte den Krieg am eigenen Leibe miterleben, ehe zu Weihnacht 1914 der Friede geschlossen würde.

In ein hölzernes Reisekőfferchen wurde flugs das Allernotwendigste verpackt, ein Sträußchen Rosmarin auf den Hut gesteckt, wie es hierzulande gang und gäbe ist. Das Abschiednehmen wurde mir schwer genug, am schwersten erschien es mir, wenn ich die verweinten Augen meiner guten Mutter sah. Anderntags stellte ich mich beim Bezirkskommando in Rosenheim. Und nun war ich im stillen glücklich, daß ich schon soweit war. Der Befund der körperlichen Untersuchung lautete kriegstauglich. Mit Marschgeld versorgt, wurde ich dem Ersatzbataillon 1. Infanterie-Regiments München überwiesen. Am 7. November 1914 traf ich wohlbehalten in der Marsfeldkaserne ein. Hier begann die jedem Soldaten bekannte Ausbildungszeit. Tag für Tag Marsch nach dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld.

In dem täglichen Lärm der Kaserne, der schreienden Feldwebel und wütenden Unteroffiziere entwöhnte ich mich allgemach meiner geliebten Bergheimat. Ein tiefes Heimweh, das mich anfangs bis zum Schmerze fast quälte, das mir so manchen Schlaf in ruhiger Nacht raubte, wurde stiller. Die Zeit flog pfeilgeschwind vorüber. Meine Gedanken konzentrierten sich in letzter Zeit immer mehr auf den Tag, an dem ich den ersten Geschützdonner vernehmen würde. Die beiden letzten

Wochen wurden ausschließlich den Felddienstübungen und dem Scharfschießen gewidmet. Am 6. Februar 1915 stand das ganze Bataillon wohl ausgerüstet im Kasernhof zum Ausmarsch ins Feld bereit.

Liegend: Brandmayer. Von links stehend: Untereffig. Wimmer. Jakeser †, Landshamer*, Hitler.
Stehend: Oberl. Mund.

Außer Kampf gesetzter Tank bei Becelaere.

Ins Feld

Wir standen in Reih und Glied, da ertönte das Kommando: „Mit Gruppen rechts schwenkt, marsch!" Und zu gleicher Zeit setzte die Musik ein, die sich an der Spitze des Bataillons formiert hatte. Im flotten Marschschritt ließen wir das rote Ziegelgebäude der Marsfeldkaserne für immer hinter uns. Mein Herz frohlockte, doch endlich dem schier unerträglichen Drill entronnen zu sein. Die bitteren Stunden des Kasernlebens sollten fürderhin in die Vergessenheit versinken. Mein Sinn war jetzt westwärts gerichtet, wo Sieg auf Sieg der Heimat gemeldet wurde.

Unterdessen hatte sich eine riesige Volksmenge auf beiden Seiten der Straße zusammengedrängt. Tausende gaben der ausmarschierenden Truppe das Geleite. Der Zustrom wollte kein Ende mehr nehmen, die Menge wuchs von Minute zu Minute als wir von der Nymphenburgerstraße kommend jetzt die Dachauer-

straße entlang zum Bahnhof zogen. Zum erneuten Male setzte die Musik ein. Tür und Fenster flogen an den Häuserreihen auf, alle wollten uns noch letzte Grüße mit auf den Weg geben. War das ein Rufen, Winken und Glückwünschen! Eine solche Begeisterung habe ich ein zweites Mal nie wieder erlebt. Aus zarten Frauen- und Mädchenhänden empfingen wir Blumen und Liebespakete. Mittlerweile hatte sich auf dem Bahnhofsplatze eine unübersehbare Menschenmauer gebildet und spontan stimmte sie bei unserem Erscheinen das Deutschlandlied an. Es war für mich tief bewegend; denn ich konnte mir nie vorstellen, daß Menschen zu einer solch unerhörten Begeisterung fähig sein konnten. Der bereitgestellte Zug wurde bestiegen, während ununterbrochene Hurra-Rufe den geräumigen Bahnhof durchgellten. Um 12 Uhr verließ fahrplanmäßig der Militärzug die Halle.

In diesem Augenblick gedachte ich lebhaft meiner Lieben zu Hause. Ob ich sie im Leben wohl noch einmal wiedersehe? Ein nie gekanntes Sehnen nach ihnen überfiel mich; wurde ich doch nicht des Glückes teilhaftig, wie so viele meiner Kameraden, einem meiner Angehörigen die Hand zum Abschied zu drücken. Das Leben war grausam genug mich wahrlich nur mit rauher Hand zu fassen.

Der Zug hatte ein rasendes Tempo angenommen. Winterliche Landschaften tauchten vor uns auf und verschwanden ebenso schnell wieder dem staunenden Blick.

Augsburg wurde langsam durchfahren. Die Schlote über glasbedeckten Fabriken qualmten in dicke Rauchfahnen, die sich drückend über die geschäftige Textilstadt legten. Es mochten wohl drei Stunden verflossen sein, als Ulm angefahren wurde. Die Maschine stoppte. Zum Menagefassen wurde geblasen. Die Wagentüren sprangen auf und alle stürmten nach rückwärts, wo die Feldküche für ein ausgiebiges, warmes Mittagessen gesorgt hatte. Auch hier das gleiche Bild wie in München. Die Bevölkerung belagerte den Bahnhof und es wurden uns wieder Liebesgaben gereicht, sodaß ich bei Gott nicht mehr wußte, wohin mit all den Sachen. Nach einstündigem Aufenthalt setzte sich der Transportzug in Bewegung. Draußen wob die Dämmerung dichte Schleier. Die dunkle Nacht brach herein. Ein jeder von uns schickte sich an, ein Lager sich zurecht zu machen. Decken und Mäntel wurden von den Tornistern abgeschnallt und mußten als Ersatz des Bettes dienen. Fauchend stob die Maschine durch die kalte Wintersnacht. Städtchen und Dörfer lagen in tiefer Finsternis. Nur die Stationen huschten in gedämpften Lichtern an uns vorüber. Bei erwachendem Tag wurde in Köln Rast gemacht. Hierauf ging die Fahrt über Lüttich, Brüssel nach Lille, welches wir denn auch glücklich am dritten Tag unserer Abfahrt erreichten. In Comines erfolgte die Auswaggonierung der ermüdeten Truppe.

Um Comines selbst zu erreichen, waren noch drei

Marschstunden nötig. Hier bezogen wir unsere Quartiere. Zwei Ruhetage waren nun eingeschaltet, die uns Zeit erübrigten, unsere sieben Klamotten in Takt zu bringen. Briefe wurden in die Heimat geschrieben, innerhalb der Ersatztruppe erfolgte die Aufteilung der Leute zu den verschiedenen Regimentern. Das Los bestimmte es, daß ich dem List-Regiment 12. Kompagnie eingereiht wurde. Just marschierte das 3. Bataillon aus der Stellung in Ruhe.

Eine freudige Ueberraschung erlebte ich schon am nächsten Tage in Comines: Ehrhardt Anton, er war vor Jahren in meinem Heimatdorf bei unserem Bäckermeister Geselle. Hier sollte ich ihn unverhofft wiedersehen. Erinnerungen der Jugendzeit wurden zurückgerufen und viel Neues gegenseitig erzählt. Er war im Feld Gulaschgeneral und hat mir als solcher später oft ein Stückchen Barras mit Wurst heimlich zugesteckt.

Das ferne Rollen des Kanonendonners war schon in der Nähe von Lille deutlich vernehmbar. Mein Herz pochte, ich konnte der unwillkürlichen Angst kaum Herr werden. Im bangen Gefühl kriechen die Stunden dahin. Phantastisch malt jetzt mein Inneres das grausige Erleben, später wurde jenes monströse Bild durch die Wirklichkeit bei weitem übertroffen. Gespensterhaft tanzte der Tod vor mir her. Der Gedanke: „Werde ich die ersten Stunden bestehen?" ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Die Frage hat die Folgezeit gelöst, der Himmel schenkte mich der Heimat wieder. Ich ge-

wöhnte mich an das Frontleben und derlei Gedanken fanden in meinem Kopf keinen Platz mehr. Alles wurde als selbstverständlich hingenommen.

Am 17. Februar 1915 marschierte ich das erstemal zur Stellung mit vor. Die Kompanie bewegte sich im Gänsemarsch zum Graben. Vereinzelt schlugen Granaten in unserer Nähe ein. Mir war, als müßte ein jedes Geschoß sein Ziel erreichen. Todängstlich warfen wir Neulinge uns zur Erde, was stets die Alten zu einem Lachkrampf reizte. Der Graben war mit Holzrast gepflastert, die Unterstände schlecht ausgebaut. Der Kompanieführer Schmitt gab eine Orientierung über Lage, Verhältnisse und Oertlichkeiten; dann begann das Grabenleben. Es traf mich das nicht gerade angenehme Los, als erster mit einem erprobten Frontkameraden den vorgeschobenen Horchposten zu übernehmen. Unbekanntes Gelände lag vor mir. Ich spitzte meine Ohren, einzelne Feuerstöße der englischen Maschinengewehre versetzten mich in Schrecken. Tod und Teufel wähnte ich zu sehen, bis mich mein Nebenmann durch Schimpfen und Fluchen zur Vernunft brachte. Patrouille und Postenstehen wechseln einander ab. Abends funkt die feindliche Artillerie lebhafter.

Als wir aus der Stellung zurück ins Ruhequartier marschieren, hören wir von der Gefangennahme der hunderttausend Russen an der Ostfront. Darob herrschte Jubel und Begeisterung, es hob unseren Mut. Bei unserer Mannschaft herrscht seit einigen Tagen

eine auffallende Nervosität. Das feindliche Artilleriefeuer wird stündlich stärker. Flandrische Bauernhöfe werden von den weittragenden englischen Schiffsgeschützen dem Erdboden gleichgemacht. Auf Messines scheinen sie es besonders abgesehen zu haben. Die Ruhe war dahin, drüben gebärden sie sich wie toll. Heulend zerriß der Geschoßhagel die Luft. Mit Mühe gebaute Unterstände wurden verschüttet und von neuem aufgeworfen. Die Kompanie ist zur Hälfte aufgerieben, da kam unerwartet Ablösung. Stockfinster war die Nacht. Das 5. Regiment nahm unsere Plätze ein. Ich war froh, dem Stahlbad entkommen zu sein. Das Bataillon marschierte nach Tourcoing. Nach achtstündigem Marsch ist es erreicht. Die Glieder wurden schwer und bleiern, ein jeder hielt Fühlung mit dem anderen und schlief im Gehen. Die Spinnereifabrik Gallant nimmt uns auf. Sie erscheint uns als Palast. Dann vergessen wir Welt und Krieg, zermürbende Müdigkeit und Schlaf verlangen die nächsten Stunden für sich.

Ueber verwüstetes Land zog zitternd der junge Tag. Unteroffiziere schreien zum Antreten. Es muß exerziert werden. Krakeeln und Schimpfen. Fluchend schob sich der Haufe ins Freie. Herrgott, exerzieren im Felde auch noch! ertönt es aus dem Knäuel Soldaten. Man empfand diese unnötigen Uebungen als etwas Unerhörtes. Eine Last, noch hinter der Front exerzieren zu müssen. Nach dem Einrücken wurde das Mittagessen gefaßt und der wohlverdienten Ruhe gepflegt. Kaum

waren ein paar Stunden verstrichen, da plötzlich ein Drunter und Drüber. Alarm wurde geblasen. Alarm! Alarm! gellte es mächtig durch die Fabrikhalle. Nach einer Stunde saßen wir im Militärzug; wohin die Fahrt gehen sollte, wußte niemand. Das Regiment war doch als Armeereserve auf längere Zeit zurückgezogen worden. Die einen vermuteten, daß wir nach Rußland kämen, wieder andere nach Lothringen; Sicheres war nicht zu erfahren.

Graue Regenwolken krochen düster über die blutgetränkten Schlachtfelder Flanderns. Der überlastete Zug rollte langsam und bedächtig in die herniedersinkende Nacht. Uns fror, kaum ein Wort fiel. Ein Mauermeer taucht scheu aus der Finsternis auf. Spärlich fällt der abgeblendete Lichtschein in das Innere der Wagen. Lille, die Freudenstadt in der Etappe. Fernher unablässiges Donnern todbringender Batterien. Marquilles war das Ziel, die deutsche Front hatten englische Regimenter durchbrochen. In Wicres suchen wir Notquartiere. Heu und Stroh finden sich reichlich in den verlassenen Bauernhäusern.

Rings um Neuve Chapelle wogt der Kampf. Leuchtkörper verwandeln die Nacht zum Tag. Die Erde bebt. Tacktacktack der Maschinengewehre endlos. Und draußen fortwährendes Vorüberziehen der Artillerie, Wägen und Truppen. Es ist zwei Uhr morgens, man reißt uns aus dem unruhigen Lager. Vormarsch über Halpegarbe gegen Neuve Chapelle ist angeord-

net. Ein paar Stunden hernach umgibt uns eine Totenstille. Sie wirkt unheimlich. Die Stille vor dem Sturm. Punkt 6 Uhr öffnet sich die Hölle. Stahlregen prasselt auf die Sturmtruppen hernieder. Wir gehen durch den Wald von Biez vor. Bäume krachen, werden niedergemäht, in tausend Splitter und Trümmer wird das Gehölz zermalmt. Sumpf und Morast das Gelände, schwer haftet der Dreck an den Stiefeln. Wir versinken fast, einer meiner Rohrstiefel bleibt im Schlamme zurück. Am Waldessaum schwärmt die Kompanie dreifach gestaffelt aus. Ein zähes Vorwärtskommen. Sprungweise laufen wir gegen den Feind. Schrapnells zischen haarscharf über meinem Kopf hinweg. Unsere Artillerie kommt nicht zur Geltung. Die Luft ist durchschwängert von Rauch und Pikrinsäure. Schwer verwundet fällt mein Gruppenführer Ferdinand Huber aus Altötting. Er wälzt sich im Blute, wir aber müssen weiter. Es regnet. Verwundete schreien und wimmern und röcheln. Hilfe ist nicht möglich. Die Schwarmlinien sind durcheinander geraten. Ich laufe dem zerschossenen Häuschen vor dem Laufgraufen zu. Schutzsuchend. Da stand Schmitt und schreit mit gezückter Pistole: „Gehen Sie vor, ich erschieße Sie, . . . erschieße Sie. Es mochten schon Stunden verronnen sein, da streckt mich eine Schrapnellkugel nieder. Vom Genick rieselt warm das Blut über meinen Rücken. Ich liege bis zum Einbruch der Dunkelheit im Gelände, als mich barmherzige Kameraden

zurückschleppten zum Notverbandplatz. Der nächste Lazarettzug bringt mich zurück nach Sankt Amand.

Liebevolle Hände haben mich wieder zu einem Menschen gemacht. Der Schrecken dieses Angriffes hatte mein Haar mit den ersten silbernen Fäden durchzogen. Am 14. März war das Regiment aus der Feuerlinie gezogen worden, der Durchbruch der Engländer war zurückgedrängt. Die Schatten des Todes an jenem Tage umfingen 250 Kameraden meines Regimentes. Man schrieb den 12. März 1915. In der Zeitung las man: „Ein deutscher Angriff auf Neuve Chapelle warf den Feind an der Flandernfront zurück."

Wieder beim Regiment

Die Tage rücken weiter. Anfangs April kehrte ich zurück zu meinem Truppenteil. Das Regiment hatte sich um einige Kilometer weiter nach rechts verschoben. Es lag bei Fromelles. Die Stellung liegt öde, zerschossen und aufgeweicht im Schlamm. Zwischen „Schützenhaus" und der Ferme „Deleval" dehnt sich das Regiment in die Breite. Hier beginnt unsere Seßhaftigkeit. Die Stellung wird bombensicher mit Sandsäcken befestigt. Die Unterstände mit Holzbalken plafondiert, der Graben mit einer mächtigen Brustwehr versehen. Das Ende des Bewegungskrieges war somit besiegelt, wir mußten uns wohnlich einrichten. Auch bei unseren Nachbarn schien der Bau von Schützengräben feste Formen angenommen zu haben. Diese Art von Arbeiten rief oft bedenkliches Murren in den Reihen der Kompanie hervor. Nichts desto weniger hieß die

Parole: Schanzen, Laufgräben ziehen und wieder schanzen! Das Gelände liegt eben zu offen da und das Essenholen des Nachts war mit vielen Gefahren verbunden. Seit den Tagen von Neuve Chapelle verhielt sich der Feind ziemlich ruhig. In den ersten Tagen des Monats Mai wurde er lebhafter. Unser Abschnitt lag in regelmäßigen Intervallen unter schwerem Artillerie- und Minenfeuer. Besonders schwer hatte die Straße Fromelles-Aubers darunter zu leiden.

Pioniere hatten mittlerweile mitgeholfen die Soldatenwohnungen gut auszubauen. Drüben in den englischen Gräben ging es auffallend lustig her. Ziehharmonika und Zupfinstrumente waren am Tage deutlich hörbar. Der Krieg schien in solchen Stunden vergessen zu sein. Wir aber arbeiteten emsig an der Herstellung von Verbindungswegen und eines undurchdringlichen Drahtverhaues.

Der Frühling zog unbemerkt ins Land der Flandern. Baum und Strauch hatten schneeweiße Blütenkleider angelegt. Ein Maien und Blühen begann, der Rasen im Hinterland grünt und leuchtet in tausend Blumendolden und wirkt wie ein farbenfroher Teppich. Freundlich lächelte nun die Sonne zur Erde und begierig saugen ihre Strahlen das wasserreiche Trichterfeld trocken. In des Frühlings goldenen Tagen weilte mein Herz verträumt gar so oft in meiner Bergheimat. Der Pfirsichbaum, an der Sonnenseite des Vaterhauses, stand wohl schon in rötlicher Blütenpracht! In stillen

Nächten standen die Sterne klar und unentwegt am unendlichen Himmel. Auf einsamen Posten schauen sie hellglänzend zu mir herab und leise flehe ich sie an, meinen Lieben in der Heimat Grüße von ihrem fernen Sohne zu bringen. Angesichts der trauten Sternenlichter überfiel mich heiße Sehnsucht nach ihnen. Friede herrscht in jenen Regionen. Der Odem der Gottheit belebt die Natur. Meine Seele fühlte sich aufgelöst in ihr und in mir war das Gefühl stark, daß mich der Ewige an seinem Herzen trägt, wie seine Schöpfung.

Aus dem Vergessen der rauhen Wirklichkeit sollte ich jäh gerissen werden! Der Angelsachse wird unruhig. Es liegt etwas in der Luft. Der unbarmherzige Krieg fordert seine Rechte. Der 9. Mai nahte heran ...

Soeben lösten wir das erste Bataillon im Graben ab, Verluste hat es diesmal dabei nicht gegeben. Den rechten Flügel des Regiments bildete die 12. Kompanie unter Leutnant Schmitt. Links von uns lag die 10. Kompanie mit Leutnant Bachschneider, einem äußerst schneidigen Offizier. Eine Stunde lang schauten wir dem grandiosen Schauspiel der Leuchtraketen schon zu. Im bunten Farbenspiel wechseln sie rot, weiß und dann wieder grün. Sonst herrscht über dem Kampffeld schauerliche Stille. Wir alle fühlen es in uns, daß der Feind Bedeutendes vor hat. Plötzlich erscheinen Flieger mit ihren singenden Motoren. Ferne Detonationen! In Fournes haben sie schweres Unheil angerichtet. Das Schloß liegt in Trümmern ... und

hinter dem Stacheldraht lauert der Tod. Englisches Mündungsfeuer flammt in den dämmernden Morgen, ein nie erlebtes Trommeln aus tausend Geschützen hub an, das uns in die untersten Winkel des Unterstandes treibt. Die Erde bietet keinen halt mehr. Ich stiere verloren ins Dunkel des Erdloches.

Bebend an allen Gliedern vor Wut und Geifer über den Angriff fluche ich den Tommies. Da auf einmal ein fürchterlicher Einschlag. Eine zentnerschwere Flügelmine drückte den Unterstand zur Hälfte ein. Unsere Sorge galt jetzt nur diesen armen Verschütteten. Alles Verbandszeug, das sich noch vorfand, wurde verwendet, um den Verwundeten die notwendigste Hilfe bringen zu können. Die Luft wird immer weniger und übler. Ein Ausgang mußte hergestellt werden. Nach unendlicher Mühe und Arbeit gelang es, dem Stollen frische Luft zuzuführen. Wir waren gerettet. Die Verwundeten konnten geborgen werden.

Auch die deutsche Artillerie speit jetzt aus allen Schlünden verderbendes Eisen. Die feindliche Kanonade sperrt nach rückwärts ab. Sie unterbindet den Verkehr mit Reserve und Kommando. Das Feuer wütet entsetzlich an den Zufahrts- und Anmarschstraßen von Fromelles. Telefonverbindungen sind zerstört, Meldegänger bahnen sich mühsam den Weg nach vorne.

Bei einsetzendem Sperrfeuer standen wir abwehrbereit. Da, Schlag 7 Uhr morgens eine gewaltige Erschütterung, darauf eine zweite Explosion. Links von

uns wirbeln Erdmassen und Menschenleiber zischend in die Luft. Gellende Hilferufe — dann ersticken die Unglücklichen und verstummen auf ewig. Rauch, stinkig und gelb, zieht langsam über das Feld des Todes hinweg. Es war das Signal unseres Gegners zum Angriff. Der Riesentrichter von 100 Meter Breite wurde zum Massengrab neunzig braver Soldaten der 10. Kompanie. Ueber die Brustwehr krabbelt der Feind und dringt trotz unseres wahnsinnigen Feuers durch die entstandene Lücke. Welle um Welle folgt in kurzen Abständen. Sie kommen uns in den Rücken. Wir kämpfen auf zwei Seiten um unser Leben. Deutsche Batterien schneiden bravourös den Nachschub des Eindringlings ab. Flankenfeuer und Handgranaten machen ihm den Aufenthalt unerträglich. Gegen Mittag gehen wir zum Gegenangriff vor und hartnäckig wird ihm Meter für Meter entrissen. Das verlorene Gelände war wieder in unserem Besitz. Bei hereinbrechender Nacht wurden wir abgelöst, im müden Trott marschierte das zusammengeschmolzene Häuflein ins Ruhequartier.

Blutrot stieg die Sonne zum Himmel. Dreihundert hoffnungsfreudige Menschen durften den jungen Tag nicht mehr schauen. Das beste Blut unserer oberbayerischen Heimat liegt begraben im Totenacker Nordfrankreichs. Mit welcher Begeisterung zogen sie hinaus, um nie mehr heimatlichen Boden zu betreten! Der Wert des Menschen sank unter Null.

Fournes, vor Monaten noch ein belebtes Städtchen,

das einige Tausend Einwohner beherbergte, liegt in Schutt und Asche. Hier ist unsere Ruhestellung. Das grauenvolle Erleben der letzten Tage hat mich gebrochen. Stumpf und weltverloren sinniere ich vor mich hin. Der Tod ging knapp an mir vorüber; noch kann ich es nicht glauben, daß ich lebe.

Der Abend des 11. Mai senkt sich über das leidbedeckte Flandern. Ueberall auffallende Stille. Ein sanfter Zephyr streicht über zerschossenes Land. Dem blühenden Flieder entströmt betäubender Duft. Geschützt durch tiefe Dunkelheit bewegt sich ein Trauerzug zum Soldatenfriedhof von Fournes. Albert Weisgerber, der Maler der jungen Kunst Münchens, liegt zerschossen in einem der vielen Särge, ein Opfer des 9. Mai. Französische Erde nimmt die verblichenen Helden des bayerischen Regiments auf, deutsche Erde durfte sie nicht bergen.

Die Ausspannung währt nur zwei Tage, dann besetzt das Bataillon wieder den vorderen Graben. Ueber dem Gelände, zerwühlt und aufgerissen von englischen Granaten, schwebt Grabesstille.

Ein einziges Leichenfeld. Zu Hunderten liegen die Toten draußen, manche schon vier Tage. Freund und Feind schlummern friedlich nebeneinander, ihr Herzblut klebt an der frühlingserwachten französischen Erde. Und das Entsetzliche: Schwerverwundete röcheln noch immer zwischen verwesenden Körpern. Sie ringen mit übermenschlichen Kräften dem würgenden Tod ihr

Leben ab. Wir hissen eine weiße Flagge, der Feind erwidert — das Schlachtfeld wollen wir von den Toten räumen. Wir warten, warten . . . die Stunden verrinnen —. Vergebens, der Feind verhandelt nicht. Statt dessen taucht er das ganze Vorfeld in ein Meer von Vernichtungsfeuer. Ich löse den Posten ab. Franzl, gib acht! — Kaum ist das Wort ausgesprochen, dringt ihm ein Granatsplitter durch den Leib. Er stürzt, bäumt sich auf . . . schreit — ist tot. Und vor mir? — Granaten rasen, durchackern erneut die verstümmelte Erde. Endlich verstummen die Geschütze. Die Toten waren in tausend Stücke zerstäubt und am nächsten Tage brennt unbarmherzig die Sonne auf die zerfetzten Leiber. Leichengeruch hemmt den Atem. Mit chemischen Mitteln kämpfte man gegen die Verpestung der Luft.

Eines Tages, es war der 18. Mai 1915, wurde ich überraschender Weise zum Kompanieführer Leutnant Schmitt gerufen. Was hat wohl dieser heute mit mir vor, war mein erster Gedanke. Er bestimmte mich zur Bataillons-Ordonanz und hieß mich sofort bei Hauptmann Lüneschloß melden. Schwer nehme ich Abschied von meinen Kameraden der 12. Kompanie. Eine innige Kameradschaft hatte mich mit den noch wenigen Ueberlebenden, die mit von München ausmarschiert waren, verbunden. Am selben Tage traf ich denn auch mit Sack und Pack bei der Gefechtsstelle an den „Roten Bänken" ein. Bataillonskommandeur Lüneschloß — wir nannten ihn mit dem Spitznamen Lünegockel —

Als wir die Stellung von Vimy übernahmen...

Abgeschossenes englisches Flugzeug.

war ein Mann von besonderer Tapferkeit und Charakterstärke. Am 31. Oktober 1914 wurde dieser hervorragende Offizier zum erstenmal verwundet. Im April 1915 war er wieder bei seinen Listern eingetroffen. In den späteren Jahren nach dem Kriege begegnete ich ihm des öfteren in Bad Aibling, wo er seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Vor zwei Jahren schied Lüneschloß infolge Zerrüttung seiner Gesundheit freiwillig aus dem Leben. Der wackere Streiter teilte das herbe Schicksal so vieler Soldaten, die am Kriege zugrunde gingen. Er war einer unserer Besten des Feldheeres. Pflicht, Ehre und Beruf waren ihm heilig, sein Höchstes, das Vaterland. Solange ein Lister lebt, wird auch von ihm die Rede sein.

* * *

Die Gefechtsstelle war in einem zerschossenen Haus hart bei den „Roten Bänken" untergebracht. Giebel und Obergeschoß hatte der englische Feuergürtel schon längst hinweggetragen. Steinmassen und Mauerblöcke häuften sich um die Ruine. Am Abend des gleichen Tages brachte ich den ersten Befehl zum Graben vor. Nach 14 Tagen wurde ich zur Regimentsgefechtsstelle versetzt. Mein Vorgänger kehrte von einem Meldegang

nicht mehr zurück. Ich rückte an seine Stelle und war von dieser Stunde an Meldegänger beim Stabe des Regiments 16, genannt nach seinem ersten Kommandeur „List"-Regiment.

Erste Begegnung mit Adolf Hitler

Sommerlicher Brand liegt über Fromelles. Der Juni verblutet in roten Rosen. Allabendlich ertönt im Schloßpark das Liebesklagen scheuer Nachtigallen gar märchenhaft und wunderbar. Diese lieblichen Gäste wollen auch bei der oftmaligen Beschießung unserer Befehlsstelle ihr Nestchen nicht verlassen. Des Nachts weht von der See her ein frischer Wind.

Zermürbendes Minenfeuer füllt die nächsten Monate aus. Schrecklich wüten die Flügelminen, kein Unterstand ist fest genug gebaut, diesen Ungeheuern zu trotzen. Immer lästiger werden die feindlichen Panzervögel in den Lüften. Tollkühn gleiten sie erdwärts und bestreichen zielsicher unsere Gräben mit Maschinengewehrfeuer. Unsere Abwehreinrichtungen stehen dieser neuen Kriegsführung vorerst ohnmächtig gegenüber. Weit schlimmer jedoch wirkt der unterirdische Vernich-

tungskampf. Die Kompanien werden stets in aufreibende Unruhe versetzt. Bohrmaschinen unterhöhlen die sonst sichere Erde. Stollen und Schächte werden gegen unsere Verteidigungslinie getrieben. Das bange Gefühl, auf sprengstoffgeladenem Boden zu leben beherrscht die Grabenbesatzung, gewärtig jede Sekunde, daß Hunderte von Menschen in die Luft wirbeln, um in den neuaufgeworfenen Trichter zurückzufallen. Erschaudernd ist der Gedanke an Erstickungstod und Massengrab. Diese Art des immerwährend lauernden Todes zerrüttet auch die Kraft des stärksten Mannes.

Am 30. Mai des Jahres 1915 rückte ich nach der Regiments-Meldestelle ab. Kaum hatte ich mich an die Bataillonsordonanz gewöhnt, hieß es wieder wandern. Meine Ueberweisungsmeldung erstattete ich gehorsamst bei dem Regimentskommandeur Oberstleutnant Friedrich Petz. Er verwies mich hierauf in den Gefechtsunterstand der Meldeläufer des Regiments. Dort angekommen mußte ich mich von meinem Gewehr trennen, das ich seit meinem Ausmarsch nie aus der Hand gegeben hatte. Und wie gar oft ist mir meine Latte auf gefahrvollen Patrouillengängen zum Lebensretter geworden! Meine künftige Ausrüstung bestand von nun ab aus Armeepistole, Meldetasche und Taschenlampe. Der Befehl wurde jeweils im wohlverschlossenen Kuvert in die Meldetasche verstaut. Die Wichtigkeit der Meldung war durch die Kennzeichnung des Umschlages in der Form des Kreuzes sichtbar. Wurde der Brief mit

einem Kreuz bezeichnet, so wußte man, daß keine Eile geboten war. Zwei Kreuze waren das Merkmal für Dringlichkeit, drei hingegen sehr eilig. Die Meldegängergruppe bestand meist aus zehn Mann. Sechs Mann hatten stets nach dem Graben Dienst, die anderen standen in Bereitschaft. In der Regel mußten zwei Meldegänger den Befehl nach vorne übermitteln. Das geschah ausschließlich aus Sicherheitsgründen, damit bei einem unvorhergesehenen Hemmnis, hervorgerufen durch Verwundung oder Tod eines Meldegängers, unverzüglich der zweite das wichtige Dokument an Ort und Stelle bringt.

Mein Erscheinen löste bei den Meldegängern das größte Hallo aus; denn man war froh, daß man einen Neuling zum Traktieren hatte. Als Adjutant des Regimentes fungierte Leutnant Eichelsdörfer, als mehrmaliger Stellvertreter Hugo Gutmann, Leutnant der Landwehr, ein Offizier mit jüdischen Allüren und Manieren. Er stand bei der Meldegängergruppe in keinem hohen Ansehen. In der Folgezeit war mir dieser angstschlotternde Auch-Offizier ein unsympathischer Vorgesetzter.

Im Augenblick herrschte eine „Mords-Gaudi", da trat Hitler in den Unterstand. Er kam von einem Meldegang ermüdet zurück. Ich sah ihn zum erstenmal in meinem Leben. Wir standen uns jetzt Aug' in Aug' gegenüber. Ein freudiges Begrüßen, dann fixierte mich sein scharfer Blick von unten bis oben. Er fragte mich,

woher ich komme und ob ich für beständig in ihrer Gruppe bleibe. Hitler selbst war bis aufs Skelett abgemagert, seine Gesichtsfarbe fahl und bleich. In den tiefen Höhlen staken zwei durchdringende, dunkle Augen; sie fielen mir damals besonders auf. Sein Schnurrbart war stark und wenig gepflegt. Stirn und Gesichtsausdruck verrieten hohe Intelligenz. Mir ist es, als sähe ich ihn heute noch vor mir stehen, wie er während unseres Gespräches seine Koppel löste. Adolf Hitler ist neben Mund Max mein unzertrennlicher Kamerad geworden.

In der darauffolgenden Nacht brachte ich mit Schmied meinen ersten Befehl zur Pioniergefechtsstelle. Sie lag kaum 1500 Meter links von Fromelles entfernt. Der Weg dorthin bot wenig Schutz vor Artilleriefeuer und selbst gegen Maschinengewehrgarben war man nicht gefeit. Die Stellungen der Kompanien waren zu tiefst im Talkessel eingebaut. Fromelles breitete sich offen auf einem Höhenzug hin. Dort angekommen überreichten wir die Meldung dem Offiziersstellvertreter Hoffmann. Im Besitze der Gegenmeldung traten wir den Rückweg an. Bei meiner Rückkehr hatten meine neuen Kameraden für den hungrigen Magen Sorge getragen. Mein Einstand wurde bei dieser Gelegenheit erst gebührend mit Tee und Wurstbrot gefeiert. Adolf Hitler saß in einer Ecke und hatte sich in eine Zeitung vertieft; währenddessen schlürfte er von Zeit zu Zeit aus seinem Feldkessel den heißen

Tee. Ab und zu warf er ein Wort in die fröhliche Unterhaltung, mit dem wir meist nichts anzufangen wußten. So ging der erste Tag in Fromelles dem Ende zu. In den aufeinandergestellten Holzgestellen lag Stroh. Der Schlaf übermannte uns und nahm uns sanft in seine Arme.

Nach wenigen Tagen hatte ich sämtliche Meldegänger näher kennen gelernt. Dem Namen nach waren es Schmied, ein gemütlicher Franke, Weiß Jakl, ein Wirtssohn aus der Hallertau, Mund Max, ein urwüchsiger Münchner, Sperl, Tiefenbeck, Landshammer, Inkofer und Bachmann. Das Ruhequartier war ein altes, niedriges Haus, in dem eine alte Französin, wir nannten sie die „schwarze Marie", wohnte und ihre sogenannte Wohnung auch während der Kampfhandlung nie verlassen wollte. Ein Meldereiter Vitus Gasteiger mein Landsmann aus Au bei Aibling kam manchesmal in unsere Räuberhöhle. Vitus Gasteiger durfte seine Heimat nicht mehr wiedersehen. Er gab das Höchste, sein Leben, für das Vaterland.

Flandern, Flandern . . . !

Der Sommer ging zur Neige. Noch immer behauptet das Regiment gallischen Boden. Und es sind noch keine Anzeichen vorhanden, ein Ende des grauenvollen Mordens vorauszusehen. Obwohl der Wille den Sieg zu vollenden stark genug noch ist, der Wille, das Lebensrecht des deutschen Volkes mit der Schneide des Schwertes zu sichern, schleicht sich unbewußt ein leises Sehnen nach baldigem Frieden in unsere Herzen. Wer hätte damals geglaubt, daß wir nicht einmal den vierten Teil des unseligen Weltkrieges durchgefochten hatten? Die wenigsten hatten erkannt, daß die große Entscheidung nur der Westfront zukam. Aus neun Nationen flossen unaufhörlich frische Kraftreserven dem französischen Heere zu. Der technische Einsatz wurde

von Jahr zu Jahr vollkommener. Der Krieg steigerte sich zur namenlosen Grausamkeit und artete in den nächsten zwei Jahren in ungeheuere Materialschlachten aus.

Prägt sich der Kampf im Sommer mehr durch Sprengung und Minenbeschießung der Schützengräben aus, so beginnt der Herbst mit Artillerie- und Infanterieangriffen. Seit zwei Tagen überschüttet der Engländer die vordere Linie mit tötendem Eisen. Es regnet förmlich das Blei berstender Schrappnells. Vom 24. zum 25. September erreicht der Feuergürtel Brauerei und Schloß Fromelles. Vereinzelt schlagen seit Beginn des Angriffes schwere Kaliber um die Gefechtsstelle ein, sodaß wir alle schon längst auf den heftigen Ueberfall vorbereitet waren.

Stunde um Stunde dröhnte drohender das Schlachtengewitter und steigert sich zum Orkan, bis es endlich um 5 Uhr morgens seinen rasenden Höhepunkt erreicht hat. Der ganze Regimentsstab, der in einem uns gegenüberliegenden Hause seine Unterkunft hatte, war während des Geschoßhagels in unseren Unterstand geflüchtet. Fieberhaft bemühte sich Oberstleutnant Spatny, der inzwischen das Regiment befehligte, die telefonische Verbindung mit dem Graben herzustellen. Doch vergebens! Im Nu hatten die unzähligen Einschläge den dreifach verschieden gelegten Draht zerstört und abgeschnitten. Adolf Hitler fand kein Bleiben mehr. Es treibt ihn unruhig hin und her. Er will nach

dem Kampfgraben. Da erhält er Befehl zu erkunden, was vorne bei den Kompanien vorgehe. Schmied läuft mit. Sie rennen in Grauen und Tod. Auf dem offenen Gelände ist nur ein sprungweises Vorwärtskommen möglich. Dann kommen sie heil zurück und melden, daß beim Feind Feuer brennen, wobei qualmende Rauchschwaden entwickelt werden. Der Gegner bahne sich Angriffsgassen durch den Drahtverhau. Der Sturm stehe bevor. Unsere Infanterie liege abwehrbereit. Sogleich bringen Weiß Jakl und ich den Gegenbefehl zu den Bataillonsführern. Kaum dringen wir durch das sprühende Sperrfeuer. Soll ich all die Schrecken erzählen, das verzweifelte Suchen nach Deckung, um das bißchen Leben zu retten? Nein, ich vermöchte es nicht in Worte zu kleiden! Wir warten längere Zeit auf dienstliche Erwiderung. Mittlerweile werden Rauchgeschoße gegen uns geschleudert, deren Qualm den Atem hemmt und beißende Schmerzen in den Augen verursacht. Doch der Wettergott ist uns gnädig. Zum Glück streicht plötzlich ein herbstlicher Wind westwärts über die Kampfzone, den unheilbringenden Rauch mit sich nehmend.

Die Sonne nähert sich dem Zenith, da brechen Hitler und ich zum wiederholten Mal nach der Bataillonsgefechtsstelle auf. Mir verging alle Lust. Beim Verlassen von Fromelles tobten die Batterien. Der Tod reitet auf ihren Granaten. Schlag auf Schlag erfolgte. Rechts und links der Straße nach Aubers liegen zer-

knickt die Bäume, trotzig ragen ihre zerfetzten Stümpfe in die staubwirbelnde Luft. Steine und Trümmer von Eisen schwirren über unsere Köpfe hinweg. Wir biegen ab, querfeldein. Ich komme vom Boden kaum mehr hoch ... und Hitler drängte vorwärts, vorwärts! Hitler kann ich nicht begreifen, wie er ruhig und gelassen umzuckt von rasenden Blitzen seine Deckung verließ, während er mir immer wieder zurief: „Brandmoari, auf geht's!" Er schien keine Nerven zu besitzen. Furcht oder Angst, das war ihm wahrhaftig etwas Unbekanntes. Wir kehrten zurück. Der Schweiß hatte sich durch unsere verstaubten Gesichter Rinnsale gegraben. Quälender Durst trocknete Mund und Kehle. Mehr nach vorne fallend als gehend erreichten wir den Gefechtsunterstand. Lähmende Müdigkeit legte sich bleischwer auf die brennenden Glieder. Helm und Lederzeug warf ich erleichtert von mir und ließ mich todmatt auf meine selbstgezimmerte Truhe nieder. Ich erwartete von Adolf dasselbe, aber weit gefehlt! Ehe ich mich umsah, saß er schon wieder beim Ausgang, den Helm auf dem Kopfe, umgeschnallt und harrte des nächsten Befehles. „Du bist narrisch worn", schrie ich erbost hinüber. „Was verstehst denn du!" war die prompte Antwort. In der Uniform stak kein Mensch mehr, sondern ein Gerippe. Und dennoch war Hitler unbestritten der beste Meldegänger unserer Gruppe. Er hatte eine Eisennatur; denn ich kann mich nie erinnern, daß er jemals ernstlich krank war, außer seiner zweimaligen

Verwundung. Begeisterung und das Bewußtsein der Größe unserer Nation gaben ihm die unverwüstliche Kraft, selbst körperliche Ueberanstrengungen leichter zu ertragen.

Am Spätnachmittag waren Körbe und Kartuschen leergeschossen. Die Herbstoffensive hatte der erste Tag für uns entschieden. Der mit aller Wucht und Macht entfesselte Stoß konnte die Front an unserem Abschnitt nicht im geringsten erschüttern. Gefangene Inder und Engländer waren froh, der Hölle von La Bassee entronnen zu sein. Die so mit Heftigkeit und großem Einsatz von Gut und Blut begonnene Schlacht flaute allmählich ab und endete im Stellungskrieg.

* * *

Das große Sterben begann um diese Zeit in der Natur. Vom Baume taumelten die gelben Blätter. Herbst und Winter reichten sich die Hand. Ueber Höhen und Niederungen verwandelte sich der eigenartige bläuliche Dunst, den man in Flandern zur Sommerszeit beobachtet, in dichten Nebelschleier. Monatelang verbarg sich die Lebensspenderin, die Allmutter Sonne,

trostlos hinter der grauen, undurchdringlichen Wand der Regenwolken. Der Winter ist feucht und schneelos, mild und regenreich. Wir gerieten mit dem nassen Element in einen verbissenen Kampf, der unsere Kräfte noch mehr anspannte als das Ringen mit Menschen. Die Gefechtstätigkeit trat erheblich in den Hintergrund. Schlamm und Wasser brachten dem Soldaten viele Hemmnisse und körperliche Leiden. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß täglich nur einige Hundert Schuß gegenseitig gewechselt wurden. Die Toten des Regimentes beliefen sich darum bis Juni 1916 auch nur auf 250 Mann und über Tausend Verwundete. Das waren Verluste in friedlichen Zeiten an der Westfront.

Die novemberliche Regenperiode brachte Wasser und wieder Wasser. Die vorderen Gräben waren in den strömenden Fluten ersoffen. Teilweise mußten sie geräumt und aufgegeben werden. Dieses nasse Element von Flandern machte unsere Feldgrauen fast kampfunfähig. Ein Trost auch, daß es dem Feinde nicht anders erging. Neben unseren Meldegängern hatten wir täglich Beschwerlichkeiten und Nöten mit dem Unterstand. Während dieser miserablen Witterungsverhältnisse erschien jeden zweiten Tag der Brigadekommandeur Generalmajor von Kiefhaber — genannt von uns Schützengrabengeneral — in der Gefechtsstelle und verlangte einen Meldegänger, der ihn zum ersten Graben zu begleiten hatte. Kiefhaber war sehr leutselig

und es kam oft vor, wenn ich mit ihm grabenwärts ging und er sein Rauchzeug vergessen hatte, daß er mich um eine Zigarette anhielt. Wurde heftig hergeblitzt, so war sein erster Ausspruch: „Verflucht, die Hunde aber schießen heute wieder her!" Ein gütiges Schicksal hatte es gefügt, daß wir in unserem Regimente so gute Offiziere vom Schlage des Generalmajors von Kiefhaber hatten, wodurch in unseren Reihen wenigstens sich keine Kluft zwischen Offizier und Mannschaft öffnete. Wäre es vielleicht überall so gewesen, so wäre die schmachvolle Behandlung von Offizieren mancherorts in den Revolutionstagen von 1918 nicht so grauenhaft in Erscheinung getreten. Eine ungleiche Behandlung von Mann und Offizier rächt sich in Ewigkeit früher oder später. Sollten die Würfel des Völkergeschickes in ferneren Tagen zugunsten Deutschlands fallen, so möge die Wiederauferstehung des Heeres Führer finden, die das Vertrauen der Soldaten besitzen!

Nahmen die Großkampftage an der Westfront von Tag zu Tag immer mehr ab, so war um so gewaltiger und rascher das Vordringen der Deutschen und Oesterreicher auf dem russischen und serbischen Kampfgebiet. Siegesmeldung auf Siegesmeldung traf beim Regimentsstab ein. Eine solche Botschaft stimmte Hitler ganz besonders freudig. Da stand er unter uns und seine Begeisterung kannte keine Grenzen mehr. In der Erinnerung steht jene Zeit noch deutlich vor mir und

mir ist es, als drängte sich überhaupt keine Pause von 16 Jahren zwischen damals und heute. Unser Einwurf gegenüber Hitlers Ansicht war immer und immer wieder, daß wir den Krieg wahrscheinlich nicht gewinnen könnten. Ein solches Gerede konnte Adolf Hitler nicht mitanhören. In formvollendeter Rede legte er uns die Gründe dar, die uns mit in den Weltkrieg rissen, und sprach über die Unbesiegbarkeit des deutschen Frontheeres und den endlichen siegreichen Abschluß des Völkerdramas. „Für uns kann der Weltkrieg nicht verloren sein", waren stets seine letzten Worte. Die meisten waren von derselben Anschauung überzeugt und befestigt, einige murmelten: „Das weiß unser Adolf auch nicht." Oft wurde ihm aus Trotz widersprochen, bloß damit Hitler in Erregung geriet. Das war dann ein Hin- und Herdebattieren, das zuletzt mit einer allgemeinen Zustimmung seinen Abschluß fand. Daß wir ihm ernstliche Gegenargumente überhaupt nicht vorzuhalten vermochten, dessen war sich ein jeder von uns im vorneherein bewußt. Für die Vorgänge in der hohen Diplomatie interessierte er sich von jetzt an stärker. In den nächstfolgenden Jahren wurde er zum politisierenden Soldaten und er verfolgte aufmerksam die Ereignisse im Inneren Deutschlands. Natürlich war Hitler kein Neuling mehr in der Politik; dafür sprach schon das eminente Wissen auf allen erdenklichen Gebieten der deutschen geschichtlichen Vergangenheit. Dadurch gelang es ihm besonders leicht,

uns mit einem einzigen Wort zu schlagen und verstummen zu machen. Adolf Hitler trug eine andere Welt in sich und doch trat das Sonderbare an ihm hervor: er war derselbe wie wir, er tat seinen Dienst wie wir, ja an ihn hatten wir ein einzig dastehendes Beispiel von Pflichttreue und wahrer Kameradschaft. Sein eigenes Ich schien nicht zu existieren, so selbstlos war er. Freilich habe ich sein Gehaben nie verstanden und ihm manchmal ein unrechtes, hartes Wort gesagt. Hitler konnte keinem gram sein, er war zu großzügig und ein tiefer Kenner menschlicher Schwäche.

Wasserpumpen und -schöpfen war für die Meldegänger zur alltäglichen Beschäftigung geworden. Den Mantel brachten wir kaum mehr vom Leibe. Und Hitler arbeitete und werkte, bis der letzte Tropfen dem Unterstand entzogen war. Anfangs Dezember suchte ich den Regimentsschreiber Amann auf. Meine Bitte war die Gewährung von Urlaub. Ja, sagte er, wenn ich einen Ersatzmann stellen kann, dann könne ich in Urlaub fahren. Was soll ich in dieser verzwickten Lage tun? Ich gehe zu Hitler und trage ihm die Bedingungen vor, die mir Regimentsfeldwebel Amann stellte. Adolf Hitler überlegte nicht lange und sagte: „Ich übernehme für die 14 Tage auch deinen Dienst." Hitler, ein seelenguter Mensch, er konnte nicht nein sagen. Und welche Freude empfand er, daß ich meine Heimat auf kurze Zeit wiedersehen sollte!

Am 11. Dezember bestieg ich den Zug. Langsam

Im Meldegängerunterstand.
(Im Hintergrund Geschirreinigen; ganz rechts sitzend Brandmayer)

Gefechtsbagage der Meldegänger. Rast beim Vormarsch.

Die ersten Träger des Eisernen Kreuzes.
Von rechts: Adolf Hitler, Bachmann, Schmid.

entschwand das dumpfe Grollen granatenspeiender Geschützrohre. Belgische Städte werden berührt und hingesunken in heimatliche Gedanken merke ich kaum, wie sich jetzt die Lokomotive über das schneeverwehte Schienenpaar vorwärtskämpfte. Der Westen Deutschlands wurde am Morgen des 12. Dezember erreicht. Bei dunkler Nacht fuhr ich im Münchener Hauptbahnhof ein. Nach 11 Monaten betrat zum erstenmal mein Fuß wieder bayerischen Boden. Ich durcheilte die Stadt und suchte nach Zerstreuung und Amüsement. Allein ich fand mich nicht mehr zurecht. An allem empfinde ich kaum mehr Freude und die Menschen hasten an mir vorüber; sie sehen mich kaum, den Frontsoldaten. Dem pulsierenden Leben der Großstadt war ich vollends entfremdet. Am nächsten Tage sah ich meine Lieben wieder. Freude und Jubel herrschte bei meinem Erscheinen. Alles blieb beim alten, nur das männliche Geschlecht schien im Dorfe ausgestorben zu sein. Ganz und gar hatte sich das Bild im Lande verändert. Das Kartensystem für Lebensmittel, um den Lebensbedarf zu rationalisieren, war eingeführt worden. Die Stimmung in der Heimat war gedrückt, eine Erheiterung wollte auch nicht zu Hause aufkommen. Da weilte oft mein Herz draußen bei meinen Kameraden. Es zog mich zu ihnen und ich sah den Tag ruhig kommen, der mich wieder feldwärts führte.

Das Weihnachtsfest nahte. Ich durfte das innige Fest der Familie nicht miterleben. Am Heiligen Abend

nahm ich Abschied. Er wurde mir diesmal leicht, erwarteten mich doch treue Kameraden in Flandern. Vor Neujahr traf ich wohlbehalten beim Regiment in Fromelles ein.

Von Fromelles zur Schlacht an der Somme

Die Kälte wuchs aus dem Boden. Der Himmelsbogen ist mit millionenvielen Laternchen behangen. Gleißend überstrahlt im Silberschein der Mond die flimmernde Sumpflandschaft. Es ist eine selten stille Sylvesternacht. Die Front schweigt. In unserem Unterstand sitzen wir in ausgezeichneter Laune beisammen, es geht lustig und fidel her. Inkofer braut einen heißen Punsch. Und ich erzähle aus der Heimat, von der Stimmung dort, erzähle, was ich gesehen und gehört habe. „Ob wir wohl das nächste Jahr Silvester in diesem Dreckneſt noch erleben müssen?" warf Bachmann unterbrechend ein.

„Bis dahin sind wir schon längst zu Hause", entgegnete lebhaft Mund Max.

Adolf Hitler war in den letzten Stunden des alten

Jahres sehr aufgeräumt und guter Stimmung. Mittlerweile hatte unser Koch zum Punschfassen eingeladen. Von Weihnachten übriggebliebene Lebkuchen und süßes Backwerk wurde hervorgeholt und mitverzehrt. An Hitler hatte zu Weihnacht niemand gedacht, ich wollte mit ihm kameradschaftlich teilen, was er jedoch gebieterisch ausschlug. Es war etwas Eigentümliches mit Hitler. Absolut nicht wollte er von uns irgend eine Kleinigkeit entgegennehmen. Nur ab und zu gelang es mir, wenn ich gar nicht mehr aufhörte ihn zu bewegen, das Angebotene anzunehmen. Meistens waren es dann einige Löffel voll Marmelade. Seine Löhnung gab er denn auch nur zum Kauf von Marmelade aus. Seine gefaßten Rauchwaren verteilte er, da er Nichtraucher war, stets unter uns. Trotz meinem langen Beisammensein mit ihm weiß ich nie, daß Hitler jemals ein Paket oder überhaupt eine Post empfing. Und da fragte ich ihn oft neugierig, ob er denn niemand in der Heimat hätte? Die Antwort war immer: nein! Er wüßte aufrichtig nicht, wo seine Verwandten seien. Er war so arm und trotzdem verstand er es, diese seine Armut durch sein herrisches, mannhaftes Wesen zu verbergen.

* * *

Es wird dereinst die Zeit kommen, wo man das hohe Lied der Kriegskameradschaft in Deutschlands Gauen singen wird. Ein jeder war um das Wohl des anderen besorgt, jeder teilte Freud und Leid mit den Kameraden, alle fühlten sich als eine große Familie.

Nun vergingen Monate, die keine größeren Unternehmungen brachten. Allmählich erstarrten die breiigen Lehmmassen des überschwemmten Bodens. Zäh wurde der Kampf um die Australierstellung geführt, der uns keinen Schritt weiter brachte. Durch die Patrouillenkämpfe wurde viel Kraft verzettelt und unnütz kostbares Blut vergossen. Diese sogenannte Ruhe forderte nicht weniger als zwei Hundert Tode, die alle dahinstarben, um ein schöneres Deutschland.

Ueber verwüstetes Land kam wieder der Lenz gegangen. Mit ihm zog in unsere Herzen neuer Mut und lebendige Hoffnung auf baldige Entscheidung. Der Mai schenkte uns schöne, trockene Tage. Zugleich trat auch eine lebhaftere Gefechtstätigkeit auf der ganzen Regimentsbreite ein. Von dieser Zeit an versuchte der Feind mit Gasgranaten in unseren Reihen einen Massentod auszulösen.

In schwindeligen Höhen spielten sich kühne Luftkämpfe deutscher und englischer Flugzeuge ab. Spannend folgten wir oft dem Hin und Wider, dem Auf und Ab der brummenden Beherrscher der Lüfte. Wir waren Zeugen der unerhörten Tapferkeit deutscher Kampfflieger, Zeugen, wie sie unbeirrt dem übermäch-

tigen Gegner im Angriff nachjagten, bis er brennend durch die Luft wirbelte und zerschmettert am Boden aufstieß.

Man schrieb den 16. Juli 1916, als stoßweise schweres Feuer auf unsere Stellungen gelegt wurde. Fernsprechleitungen waren zerschossen und unbrauchbar geworden. Wir brachten Meldung auf Meldung vom und zum Graben. Grell beleuchteten Feuersignale unseren Weg. Die Australier stürmten zum fünftenmale vergeblich über das Kampffeld. Unsere Geschoßgarben jagten sie wiederholt zu ihren Ausgangsstellungen zurück. Wer dem Kugelregen unserer Maschinengewehre entging, fand den sicheren Tod im Orkan deutschen Artilleriefeuers.

Unsere Gefechtsstelle wurde nach Abflauen der Angriffe nach dem „Maierhof" verlegt. Im Abschnitt des 21. Infanterie-Regimentes war es dem Feind gelungen, die deutsche Linie zu durchbrechen. Ich rase mit Hitler zur Gefechtsstelle des 17. Regimentes. Er läßt mir kaum Zeit ruhig aufzuatmen, dann laufen wir weiter zum 21. Regiment. Granaten hetzen uns durch die Dunkelheit der Nacht, im Tempo kollern wir in einen wassergefüllten Minentrichter. Erst der Schein einer hochgehenden Leuchtkugel gibt uns den Augenblick einer Orientierung wieder. „Jetzt schieb ma los!" sagt Hitler und wir krabbeln die Trichterwand empor. Durchnäßt bis über die Brust, klebt uns Hose und Rock an unseren Leibern. Und wie uns fror! Aufge-

weicht ist Kuvert und Papier, das wir dem Regimentskommandeur übergeben. Kaum vermag er die Meldung noch zu entziffern.

Der deutsche Gegenstoß hatte am Morgen des 20. Juli die Stellung wieder in unseren Besitz gebracht. Doch mit welchen Opfern und Strapazen! Und als es Abend geworden war, trugen wir Hundert Tote zurück und betteten sie im Soldatenfriedhof zu Fournes zum ewigen Schlummer. „Wir haben es geschafft", waren die wenigen Worte Adolf Hitlers nach jenem blutigen Angriff. Ruhiger wurde von nun ab das Toben der Front und wir gingen daran, unseren zertrümmerten Unterstand wieder sorgfältig auszubauen. Dann kam auf längere Zeit die ersehnte Ablösung...

Im Ruhequartier zu Fournes hatte die Fröhlichkeit und die kreuzfidele Stimmung ihr Einkehr gehalten. Die Post ist heute eingetroffen. Jeder liest, was die Heimat uns Neues zu berichten hatte. Weiß Jackl kramte in seinen Paketen, bis er die Flasche Cheribrandy gefunden hatte. Einer hatte nichts erhalten — Adolf Hitler — draußen vor dem einsturzgefährlichen Hause putzte er seine Stiefel und wusch seine zerschlitzten Hemden. Auch ich trat jetzt hinaus und begann Hemd und Rock zu entlausen. Da erscheint Weiß unter der Türe und schreit: „Linzer Gewächs, schau her!", indem er freudestrahlend die Flasche Likör Hitler entgegenhielt. „Der Hopfenjude muß halt alle zwei Tage sein Paket haben", rief Adolf neidlos zurück. Um

6 Uhr hatte Inkofer das Abendbrot zurecht gemacht. Heute gab es Kartoffelpuffer mit Marmelade und Tee Hitlers Lieblingsspeise. „Unsere Lebensmittel sind bereits aufgebraucht", begann mit sorgenvoller Miene unser Küchendragoner Inkofer, „und übermorgen können wir erst neue Rationen fassen". „Da muß Abhilfe geschaffen werden", meinte der Jakobus Weiß. „Adolf, gehst du auch mit?" fragte kleinlaut Mund Maxl. „Na, dös kann i net", kam es aus Hitlers Munde. „Den kann man zum Stehlen überhaupt net brauchen", murmelte Mund. . . . Und als die Nacht durch schmutzbedeckte Fensterscheiben lugte, schlichen vier Männer durch Fournes um Beute zu erhaschen. „Wo ist die Cheribrandyflasche vom Weiß?" fragte Hitler verschmitzt. „Im Paket." Drei Soldaten sitzen um die Flasche und entleeren sie in gierigen Zügen. Abseits davon stand Hitler und lachte aus Leibeskräften, daß wir dem Hallertauer ein Schnippchen schlugen. Schnell wird die entleerte Flasche mit Kaffee gefüllt, in das Paket gelegt und unter die Klappe des Weiß Jackl geschoben. . . . Wir lagen alle schon im tiefen Schlaf, da auf einmal ein Gepolter . . . Geschimpfe . . . Fluchen . . . „Saubagage", drang es immer wieder an unser Ohr. Wir schliefen — wenigstens taten wir so; oft ein gewaltsam unterdrücktes Kichern . . . dann war alles still. —

Geschwaderweis zogen die Sturmvögel über unsere Gefechtsstelle hinweg. Zentnerschwere Bomben sausten

zischend zur Erde nieder und hinterließen Schutt und Trümmer. Flink und gewandt suchten sich unsere Focker ein Opfer aus dem surrenden Schwarm. Einige zwingen sie zur Notlandung. — Dann folgte wieder ein aufregendes Schauspiel in den Lüften, bis endlich der Feind aus dem Felde geschlagen ist.

* * *

Von fernher rollte und grollte der Himmel unablässig. Drüben an der Somme zog es Regiment um Regiment in den Wirbel der Materialschlacht, um sie zerrieben und verblutet auf der Walstatt zurückzulassen. Somme . . . Somme . . .! Unwiderstehlich griff der Bann auch auf unser Regiment über. Und die langgehegte Vermutung nimmt Wirklichkeitsformen an. Seit Wochen rüsten wir uns, unsere Habseligkeiten wurden erneuert und ergänzt. Hierauf marschierte das Regiment am 25. September nach Haubourdin, wurde

am nächsten Tage verladen und erreichte am dritten Tage um 6 Uhr morgens Iwny. Nach einem mühevollen Fußmarsch über Cambrai trafen wir endlich 6 Uhr abends in Fremicourt ein.

Als erstes galt es einen schußsicheren Unterstand herzustellen. Nach fünf Tagen war unser miniertes Loch soweit hergestellt. Doch am 2. Oktober schon wurde das Regiment in die tobende Schlacht eingesetzt. Wir bezogen das Gelände zwischen Bapaume und Le Barque. Vor uns lag unbekannte Gegend und nächtliche Ungewißheit machte unsere Meldegänger unsicher. Vom Himmel fiel endloser Regen. Schon beim Vormarsch rennen wir wie toll von Bataillon zu Bataillon, stundenlang irren wir im zerhackten Trichterfeld, Befehl und Gegenbefehl kreuzen sich; manche Kompanien blieben unauffindbar, andere gerieten durcheinander. Wir lösten das 21. Regiment an der Lignystellung ab. Schlammüberzogen taumelten Gestalten, als Menschen kaum mehr zu erkennen, aus ihren Löchern und wir konnten uns nicht vorstellen, daß wir nach 12 Tagen dem gleichen Grauen anheimfallen würden. Es dauerte Tage, bis wir die Lage der einzelnen Bataillone und Kompanien uns dem Gedächtnis eingeprägt hatten. Der Regimentsstab richtete sich in einem halbzerschossenen Unterstand in Le Barque ein. Anschließend bezogen die Meldegänger einen minierten Gang, der so eng und niedrig war, daß zwei Personen nicht einander auszuweichen vermochten. Man konnte

kaum sitzen. Einer stolperte über die Beine des anderen. Dumpf und dick war die Luft, fast zum Ersticken. Eine kleine Treppe führte ins Freie. Ich hatte gerade neben Hitler Platz genommen, da ein Volltreffer mitten in den Gang. Die Decke zermalmt und tausendfach zerrissen. Allenthalben spritzen die Splitter in die Weite. Gelähmt vor Schrecken war ich mir noch nicht bewußt, was sich eben Grauenhaftes ereignete. Und als ich zu mir selbst wieder kam, sah ich, wie Hitler an die Bergung der 4 Toten und 7 Verwundeten ging. Es waren in der Mehrzahl Telefonisten und Funker. Die Unglücklichen trugen wir hinüber in den Unterstand des Stabes. Eine Gasgranate hatte unseren letzten sicheren Hort über dem Haupte zerstört. Blutend an der Stirne, mit verbeultem Stahlhelm, der schief auf seinem Kopfe saß, stand nun Hitler auf der zerfetzten Treppe, kaum merkbar erregt über das, was vor Minuten geschehen war. Das giftige Gas hatte glücklicherweise der regenpeitschende Wind mit sich fortgetragen.

In der Nacht vom 4. auf 5. Oktober verließen Hitler und ich mit einer dringenden Dreikreuz-Meldung die Gefechtsstelle. Das Ziel war der Gefechtsunterstand des 17. Regimentes, den wir erst ausfindig zu machen hatten. Stand schon Le Barque den ganzen Tag unter furchtbarem Trommelfeuer, so ist es mir erst recht nicht möglich, den Schrecken zu schildern, der uns überfiel, als wir die feindliche Sperrfeuerkette zu überwinden hatten. Noch waren wir nicht aus Le Barque ge-

kommen. Baumgewirr, Balken zertrümmerter Häuser und Haufen von Mauerwerk lagen zerstreut und versperrten Weg und Straße. Ein undurchdringliches Durcheinander! Wo einst schöne, stattliche Häuserreihen standen, kletterten wir jetzt über Schutt und Chaos. Stürmischer Wind schlug uns den Regen ins Gesicht. Beim Lebensmitteldepot machten wir Halt, füllten Feldflaschen, Taschen und Brotbeutel mit Proviant und schleppten die Last mit vor, denn die Kompanien waren nach rückwärts abgeschnitten und das Essenholen hatte sich schon längst aufgehört . . . dann geht es in Tod und Verderben. — Wir fallen von Granatloch zu Granatloch. In bunten Farben stiegen Leuchtgeschoße im Bogen himmelhoch und verästelten sich zahllos im Unendlichen. Das war allemal der gegebene Augenblick, in dem wir hernach aufsprangen, um schnell wieder in einem frischaufgewühlten Trichter zu verschwinden. Hier wurde fieberhaft der nächste nahe Einschlag abgewartet. Sprengstücke, Dreck und Eisen prasselten schonungslos auf uns hernieder. In meinen Adern stockte fast das Blut. . . es kann nur mehr Sekunden dauern — dann, dann zerreist ein stahlgepanzertes Ungetüm unsere zerschundenen Leiber . . . ! Unglaublich, wie ein Wunder mag es klingen; so viele Male mich Hitler zum Weiterspringen auftrieb, bohrte sich unmittelbar darauf ein zischendes Geschoß in dieselbe Stelle, von der wir soeben geflohen waren. Meine Nerven versagten. Liegen bleiben wollte ich, wo ich war, hoff-

nungslos versank ich in eine unerträgliche Apathie. — Da sprach mir Hitler gütig zu, gab mir Worte der Ermunterung, sagte, daß dereinst all unser Heldentum von der Heimat tausendfach gelohnt würde. So richtete mich mein Kamerad in der Stunde des Verlorenseins wieder auf. Mit dem Gegenbefehl kehrten wir nach Stunden denn auch heil zurück. Unser Antlitz war nicht wieder zu erkennen. . .

* * *

Als es Tag geworden war, hielt immer noch das mörderische Feuer in unverminderter Heftigkeit an. Noch waren keine Ansätze vorhanden, daß der Feind kampfmüde wurde. Im Gegenteil. Neue Armeereserven warf er rücksichtslos in die gigantische Schlacht. Vier Erdteile lieferten Tag und Nacht Menschen und ungeheueres Material, um der deutschen Front endlich das Rückgrat gewaltsam zu brechen. Und sie hielt stand, nicht einen Zoll breit wich das unbesiegbare deutsche Heer. Und woher kam wohl diese stahlharte Widerstandskraft? Weil der letzte und niedrigste Soldat sich bewußt war, daß das Schicksal der deutschen Nation allein auf seiner Schulter ruhte. Nur so läßt sich das Pflichtgefühl eines jeden einzelnen unseres Frontheeres erklären.

Wir saßen den Tag über zusammengekauert im dunklen Stollen. Wagte sich ein Verwegener ins Freie, so mußte er seine Kühnheit nicht selten mit dem Leben bezahlen. Haarscharf beschossen englische Flieger alles, was sich auf dem Erdboden zu regen schien. Der 6. Oktober brach mit gesteigertem Trommelfeuer an. . .

Frühe Dämmerung senkte sich über die Hölle an der Somme. Hitler kam just mit Schmied vom 3. Bataillon zurück. Kaum hatte er geruht, lief er mit mir zum Brigadestab nach Bapaume. Doch welches Entsetzen erfaßt uns beide, als wir Le Barque hinter uns hatten! — Sämtliche Anfahrtsstraßen waren in ein einziges Flammenmeer gehüllt. Wie wir damals lebend

hindurchdrangen, bleibt mir heute noch ein Wunder. Bei unserer Ankunft versammelten sich die anwesenden Stabsoffiziere und berieten die Abwehr des bevorstehenden feindlichen Infanterieangriffes. Unterdessen warfen wir uns vollkommen erschöpft auf die armselig zusammengedrückten Matratzen im Raume. Gegen 1 Uhr morgens hatten wir den Gegenbefehl in unseren Händen. Auf dem Rückwege — die feindliche Feuerglocke war indes auf den Graben verlegt, der sturmreif geschossen wurde — sahen wir den westlichen Himmel in Purpur getaucht. Deutsche Lichtsignale forderten mächtigen Artillerieeinsatz gegen den englischen Angriff. Unser Weg führte hart an den Batterien vorbei. Da, auf einmal ein Trommeln — die Wucht der Abschüsse drückte uns mehrmals zu Boden. Noch nie sah ich Hitler so freudig. „Hallo, Brandmoiri, jetzt kriang's eine tüchtige Tracht Prügel, daß ihnen Hören und Sehen vergeht!" schrie mir Hitler ins Ohr. Im donnernden Lärm ging das eigene Wort unter . . . Und als wir in Le Barque ankamen, lag schon die Meldung vor: „Englischer Angriff im deutschen Artilleriefeuer erstickt."

* * *

Morgengrauen. Seit 5 Tagen haben wir kein Auge geschlossen. Wo man liegt und steht drückt uns gewaltsam der Schlaf die Lider zu. Vom Verpflegsdepot werden wir mit starkem Branntwein versorgt. Er soll uns die Greuel des Krieges unbeachteter machen. Mut und Kraft fangen an von Stunde zu Stunde immer mehr zu sinken. Wochenlang wähnen wir schon im brennenden Pfuhle der Hölle zu leben. Und doch zählt man erst den 7. Oktober. Die Truppen verlangen lauter und ungestümer nach Ablösung. Durchschnittlich zählen die Kompanien nur mehr 30 Mann. Seit acht Tagen gab es kein warmes Essen mehr. Darmerkrankungen nehmen fast die Form einer Epidemie an. In diesem Elendszustande wird heute der Angriff erwartet.

Um 8 Uhr früh erreichte die Feuersteigerung ein nie gekanntes Ausmaß. Bachmann liegt schwerverwundet im Sammellazarett. Vor zwei Tagen verlangte die Offensive ihr Opfer auch von ihm. Sechs Meldegänger laufen in den frühen Morgenstunden, ein jeder mit demselben Befehl in der Tasche, grabenwärts. Einer von ihnen, dachte der Regimentskommandeur, wird durch die Geschoßflut denn doch noch an den Bestimmungsort dringen. Der geneigte Leser mag sich hieraus ein Bild konstruieren, daß das Ringen im Westen kein Kriegführen mehr war, sondern ein unmenschliches Vernichtungswerk einer jungen Generation. In einem Zeitabschnitt von je 5 Minuten verließen wir paar-

Gefangene Australier nach dem mißglückten Sturm am 19. Juli 1916

Schlachtfeld von Ypern. Deckungsloser Weg der Meldegänger.

weise Le Barque. Groß war stets die Freude, wenn einer den anderen gesund und unversehrt wiedersah. „Freiwillige vor!" sprach der Regimentsadjutant. Niemand meldete sich. Kaum wagte einer den Kopf aus dem Loch zu stecken, geschweige denn freiwillig sein Leben aufs Spiel zu setzen. Dann tritt Hitler vor, wie schon so oft. Der nimmermüde Hitler und Schmied brechen zum zweitenmale auf. — Da kehrt Schmied allein zurück. Wir alle waren tief erschüttert, als wir hörten, Hitler sei verwundet — verwundet unser bester Meldegänger und Kamerad! Draußen lag er und wälzte sich in seinem Blute, zerschossen das linke Bein. In die Verlustliste des Regiments schrieb man: „Nummer . . . schwer verwundet." Sanitäter trugen ihn zurück.

* * *

Als der 13. Oktober heraufdämmerte, waren Weiß Jakl und ich von der Gruppe der alten Meldegänger allein mit heiler Haut davongekommen. Alle übrigen waren tot oder verwundet. In der Nacht des 12. auf 13. Oktober wurde das Regiment aus der Stellung gezogen. Ein Gefühl der Verlassenheit hatte uns die letzten Tage überfallen und die Verzweiflung grub tiefe Runen in die Gesichter der unvergleichlichen Helden.

Die Leichen lagen zuhaufen auf dem Schlachfelde, niemand konnte sie beerdigen, so stolperten wir über die eigenen toten Kameraden und waren froh, daß uns nicht die Bestie Krieg verschlungen hatte.

1917

Nachmittags 5 Uhr kamen wir in Sancourt an. Hohl und schmutzbedeckt waren die Wangen, die Augen stierten gläsern in die neue, seltsam stille Welt, die Körper müd und zusammengebrochen. Dann sanken wir hin und verfielen in einen todähnlichen Schlaf. Zwei Tage waren uns Ruhe gegönnt. Fast hatten wir Frohsinn und Lachen verlernt. Am 16. Oktober, 9 Uhr vormittags brachte uns die Bahn über Douai nach Billy Montigny. Zu Fuß setzten wir den Marsch nach Givenchy fort, wo wir in minierten Unterständen, tief in einem Hohlweg gelegen, unsere Gefechtsstelle aufschlugen. Der Stab suchte sich in Avion Unterkunft. Hier besetzte das Regiment die heißumstrittenen Vimyhöhen. Diese Höhenzüge, einst dicht bewaldet, boten jetzt ein Bild der Verwüstung. Erloschenen Vulkanausbrüchen gleich erstreckte sich das riesige Trichterfeld in die Umgebung. Die Kampfverhältnisse waren erträglich, gegen

das Wüten an der Somme eine Erholung. Immerhin wirkten die Minen, die uns die Kanadier herüber-sandten, stündlich 200 an der Zahl, verheerend; das furchtbarste Zerstörungswerk richteten die feindlichen Torpedominen an. Auch hier stand uns ein zweiter Feind als Hemmnis entgegen, der Regen mit all seinen Begleiterscheinungen: zäher Lehm und rutschenden Schlammassen.

Adolf Hitler und Bachmann kamen mit dem gleichen Lazarettzug nach Beelitz bei Berlin. Er hatte mich auch dort nicht vergessen. Ein Lichtbild mit herzlichen Kameradschaftsgrüßen befindet sich heute noch in meinem Besitz.

Mittlerweile wurde Hitler zum 2. Inf. Rgt. 1. Ers. Battl. 4. Komp. nach München überwiesen. Von dort schrieb er mir am 6. Dezember 1916 folgende Zeilen:

Lieber Partner!

Wie geht es Dir? Sitze jetzt meist mit geschwollenem Backen zwischen meinen vier Mauern und denke oft an Euch. War vor ein paar Tagen bei Schmid. Ein Transport geht in ein paar Tagen zum Regiment. Kann leider nicht mit. Werden nur alte Quatscher genommen. Leide an Hungerthyphus, da ich kein Brot beißen kann, außerdem man mir jede Marmelade hartnäckig verweigert. Es ist zum Hungern. Also wie geht es nun Dir? Bitte schreibe! Herzliche Grüße

Dein Partner Adolf Hitler.

Weihnachten feierten wir in Givenchy. Ein schmuckes Tannenbäumchen ließ uns die Erinnerung wieder wachrufen an unsere unbesorgte Kindheit, Heimat und unsere verwundeten Kameraden in den Lazaretten. Anfangs Februar meldete sich Hitler wieder beim Regiment. Das war eine freudige Ueberraschung als er unerwartet gesund und frisch aussehend unseren Unterstand betrat.

* * *

Ueber das Bergland von Vimy wölbte sich ein sternenbesäter Himmel. Starker Frost kehrte allabendlich wieder. Leichter Schnee kleidete Höhen und Tiefen mit weißen feierlichen Gewändern. Da saßen wir eng aneinandergedrückt im mattbeleuchteten Stollen und disputierten über Front und Heimat. Und ich entsinne mich

noch genau, wie Hitler wütend über die Rädelsführer des eben ausgebrochenen Munitionsstreikes in der Heimat wetterte. Er sagte damals, wenn er anstelle eines Kriegsministers stünde, würden unverzüglich innerhalb 24 Stunden die Schwerverbrecher an die Wand gestellt. Soviel ich mich erinnere, war es hauptsächlich Ebert der nachmalige Reichspräsident, dem Hitler die Hauptschuld zumaß. Wir urteilten natürlich nicht so bitter streng; unser Blick war ja auch nicht so geschärft, daß wir hinter diesem Treiben das sahen, was Hitler instinktiv fühlte: die Absicht, die deutsche Armee von rückwärts zu erdolchen. Er begründete seine Meinung dahin, daß es ein ungeheurer Landesverrat sei, die Massen zum Munitionsstreik aufzuhetzen, damit wir wehrlos vor dem Feinde verbluteten. Wie recht Hitler behielt, zeigte sich denn auch einige Monate später. Es trat empfindlicher Mangel an Munition ein; die nötige Sparsamkeit wirkte sich katastrophal aus und zur Schande jener Unverantwortlichen muß gesagt werden, daß sie den Tod tausender Soldaten auf ihrem Gewissen haben. Ein anderer Punkt wurde damals in die Debatte gezogen, die Bereicherung der Kriegslieferanten und der Industriellen. Hitler vertrat den Standpunkt, wenn wir Leib und Leben für den Schutz der Heimat einzusetzen haben und eine Löhnung von einigen Groschen erhalten, daß dasselbe auch diese immer unabkömmlichen Herren erhalten müßten, aber um keinen Pfennig mehr. Man sollte sie dauernd unter

Militärkontrolle stellen. Darin stimmten wir ihm alle aufs lebhafteste zu.

Ich kochte an jenem Abend Hitlers Leibgericht, Kartoffelpuffer, Tee und Marmelade. Wir lagen schon im tiefsten Schlaf, da läuft Hitler, in der einen Hand das Seitengewehr, in der anderen die Taschenlampe im Unterstand hin und her und macht Jagd auf gefräßige Ratten. Er blieb der alte wie früher, so fing er schon am ersten Tag an, dieses lästige Getier zu erschlagen.

— Und als der neue Tag heraufzog, trat Hitler furchtlos und unverdrossen seinen Dienst an.

* * *

Am 11. Februar marschierte das Regiment nach Somain in Ruhe und blieb bis zum 4. März, worauf es über Douai nach Hantay befohlen wurde. Wir lagen jetzt in Stellung am Kanal von La Bassee. Wieder standen die Sturmbataillone auf dem Boden, wo sie schon einmal ihre Besten geopfert hatten. Von nun ab unterstand das Regiment dem Kommando des Oberstleutnant von Tubeuff. Die Kämpfe von La Bassee

bildeten den Auftakt der Frühjahrsoffensive bei Arras.

Am 28. April rückte das Regiment gegen Biache vor. . . .

Gräben waren keine vorhanden. Ausgeschwärmt stießen unsere Kompanien vor. Das Trichterfeld ähnelte einem riesigen Fischnetz. So kam es am 3. Mai bei Roeux zu einem erfolgreichen Gefecht. Fünf Tage dienten zur Ausspannung und Feststellung der Verlustliste. Am 7. Mai lösten wir das 20. Regiment ab. Die Ablösung vollzog sich im offenen Gelände unter schweren Verlusten. Die englische Feldartillerie schleuderte gräßlich wirkende Gasgranaten gegen uns und begann ein blindwütendes Drauflosfeuern.

Beim Stab lagen die Befehle an alle Bataillonsführer bereit. Ich holte sie und es mag wohl 11 Uhr gewesen sein, da brachten Hitler und ich sie nach vorne. Noch kannten wir weder Gelände noch Lage der angegebenen Bataillone und Kompanien. Die Nacht war stockfinster. Unaufhörlicher Regen durchweichte das Erdreich. Der Feind legte vor einer halben Stunde den Sperrfeuergürtel zwischen Biache und Roeux. Die Engländer rannten vergebens gegen den deutschen Verteidigungswall. Wir hielten uns in der Nähe des Bahndammes von Biache. Von Trichter zu Trichter retteten wir unser nacktes Leben. In voller Verzweiflung arbeiteten wir uns durch Morast und Dreck. Nach Stunden fieberhaften Suchens entdeckten wir in notdürftigen Stollen am Bahndamm verborgen unsere

Pionierkompanie. Der Befehl wurde übergeben, aber wo sind wohl die anderen Teile des Regimentes? Auch hier konnte man keine Auskunft erlangen. Ins Ungewisse ging der Lauf weiter . . . meine Beine versagten schier und wir standen inmitten eines unbeschreiblichen Höllenfeuers; es schien, als sei das Ende der Welt hereingebrochen. Gerade warfen wir uns in eine Trichterdeckung, da rief Hitler: „Jetzt hat's mich erwischt!" Schnell wurde die schmerzende Stelle am Körper freigemacht und im Scheine der Taschenlampe nachgesehen — zum Glück war nichts Ernsteres festzustellen. Wir vermuteten einen Steinschlag, der an der Koppel abprallte. Dann suchte Hitler auf der Karte, wo wir uns wohl befänden. Im Weiterspringen stießen wir auf Vorposten unserer Leute. Auf die Frage, wo die Bataillonsstelle sei, erhielten wir von dem einen die Antwort: „Was geht dös mi an", wieder ein anderer zitierte aus dem Götz von Berlichingen. Da schreit Hitler erbost: „Damischer Kerl, kann i was dafür!" Wir bogen rechts ab — da, was war das? Man schießt auf uns von rückwärts mit Maschinengewehrfeuer. Obwohl inmitten der Engländer, gelang es uns doch noch der Gefangennahme zu entrinnen. Gegen Morgen wurde das Ziel erreicht. Auf unserem Rückweg erhob sich die Sonne herrlich am östlichen Himmel. Das Umherirren auf dem Schlachtfelde in jener Nacht wird uns beiden zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Während dieser Kampfhandlungen kehrte auch

Schmied zu uns wieder zurück. Bachmann sahen wir nicht mehr, er wurde nach Rumänien verschoben.

* * *

Das Schreckliche der letzten Jahre sollte vor dem Kommenden verblassen. Wenn je ein Regiment im Weltkriege Unsterbliches geleistet hat, so war es uneingeschränkt das Münchener 16. Res. Inf. Regiment, zusammengesetzt aus den besten Söhnen des oberbayerischen Gebirgslandes. Furchtlos und treu war ihr Leitmotiv, furchtlos vor dem Feinde, treu dem alten König. Ungebrochen ist noch die Kraft der Tapferen, wiewohl der nagende Hunger anfängt, die Körper zu schwächen. Im letzten Jahr des Krieges freilich zermürbte ewiges Hungerleiden das ganze Frontheer zusehens. Ueber dem Eingang eines Unterstandes las ich einmal die wahren Worte: „Mit Marmelad' und

Barras kämpfen wir gen Arras." Und hinter der Front. . .? Adolf Hitler hatte einmal einen Befehl zum Divisionsstab zu bringen. Bei seiner Rückkehr war er voll Wut und Ingrimm, so daß ich endlich frug, was er denn eigentlich hätte. Zornbebend platzte er heraus und entrüstet rief er: Es ist schon wirklich allerhand was man sich in der Etappe alles leistet. Diese Kerle sollte man alle beim Kragen nehmen und sie in die Schützengräben stecken." Solche Vorkommnisse haben den begeisterten Patrioten wankend gemacht.

Das Heldenregiment zog mit 1500 Mann am 13. Juli in die Flandernschlacht. 12 Uhr Nachts verließen wir Roulers und wurden in Ledigheim auswaggoniert. Von da Fußmarsch über Terhand nach Gheluvelt. Wieder stehen wir auf flämischer Erde, wo das Regiment einst seine ersten Toten bestattete. Ypernerde — — ein einzig großes Grab! — 25 000 junge Deutsche birgst du in deinem dunklen Schoß! Dort ruhen sie friedlich und harren der Auferstehung. Euer Heldentum kann von den kommenden Geschlechtern nie genug gewürdigt und gefeiert werden.

10 Tage halten die Bataillone im Trommelfeuer stand. Unter den Stellungen arbeiten die Mineure, über uns schwirren Fluggeschwader mit 50 und mehr Maschinen. Nächtelang bringen wir die Gasmasken nicht vom Gesicht. Dann folgen drei Tage Ruhe in Dadizeele. 600 Mann stehen noch einmal zum Einsatz bereit. Und schon am 26. Juli werden die wenigen in

die Stellung rechts der Straße von Gheluvelt — Becelaere vorgezogen. Bei Tagesanbruch des 31. Juli greifen die Stoßtrupps des Gegners mit Unterstützung von Tankgeschwadern in Kilometerbreite an. Dumpfe Huppensignale ertönen aus der Luft. Flieger tragen den Angriff vorwärts. Jagdstaffeln versuchen die letzten Reste unserer Verteidigung zu vernichten. Der Weg zurück nach dem Meldegängerstollen ist mit Rauch- und Gaswolken eingenebelt. Unsere Maschinengewehre speien den Tod in die anstürmenden englischen Massen . . . im wilden Wirrwarr zerfallen die Angriffswellen und erstarren bei einsetzendem Regen für lange Zeit.

Anderntags 4 Uhr brachte uns der Zug nach dem ruhigen Elsaß. In Hochstadt findet das Meldegängerpack angenehme Unterkunft. Wir glaubten uns in den Garten Eden versetzt, nach all den Entbehrungen und der steten Tuchfühlung mit dem Tod. Während dieser Zeit wurde unserer Gruppe ein 14-tägiger Nachrichtenkurs vermittelt. Leider verflogen allzuschnell die Monate in der Elsaßstellung. Seit drei Jahren konnten wir das erstemal die Schönheit des Sommers inmitten deutscher Bevölkerung genießen. Man sah allerwegs lachende, glückliche Soldaten. Als im Herbst die Vöglein südwärts zogen, lagen wir schon wieder in Stellung bei Lizy am Aisne-Kanal. Schanzwerk und hartnäckiger Stellungskampf nahmen die nächsten Monate in Anspruch. Es ist der vierte Kriegswinter, den Hitler,

Weiß, Mund, Schmied und ich an der Westfront verlebten. Ende Januar 1918 kamen wir nach Gerch in Ruhestellung.

Von Montdidier über Chemin des Dames zur Aisne

Ruhe. Welch schöne Zeit! Schnell sind Elend und Not vergessen. Angst und Furcht sind durch die langen Kriegsjahre unbekannte Begriffe geworden. So bringt uns der Besuch bombenwerfender Flieger, der sich täglich wiederholt nicht im geringsten aus unserer königlichen bayerischen Ruhe.

Seit Wochen entbehrten wir jeglicher Nachricht von unseren Lieben zu Hause. Die Post hatte sich unterdessen angehäuft. In einem Brief lesend, lache ich vor mich hin. Das sieht Hitler und fragt im übermütigen Ton: „Brandmoiri, hat Trutschnelda wieda g'schrieb'n?" „Beinahe erraten", gebe ich zurück.

„Hast denn du no nia a Madl gern g'habt?" dringe ich in Hitler. „Schau, Brandmoiri, für a solches Ding hat mir no immer die Zeit g'fehlt," meinte Hitler. „Und ich werd a nia dazu kemma," fuhr er fort.

Wir hatten uns wieder etwas menschenwürdig erholt. Die schönen Februartage lockten uns ins Freie. Um einen Tisch sammelte sich eine lustige Gesellschaft. Am Vormittag hatte es eine ausgiebige Löhnung gegeben. „Wie wär's, wenn ma uns heut um a Mamsell umschau'n tan? sagte einer der Telefonisten, als eben ein ähnliches Thema angeschnitten wurde. „I tät mi z'tot schäma bei einer Französin a Liab z'sucha", fiel Hitler erregt in dessen Rede. Die Wirkung war vorerst ein homerisches Gelächter. Hitlers Gesicht war ernst geworden. „Habt Ihr überhaupt koa deutsch Ehrg'fühl mehr in Euch?" begann wieder Hitler. Und er legte weiter los, bis wir selbst beschämt dieses würdelose Verhalten einsahen. Die Ausführung dieses Vorschlages fand dann auch keine Zustimmung mehr. In dieser Hinsicht war Hitler unerbittlich korrekt und hart. Es leben heute noch Zeugen genug, die mir das erhärten können, niemals aber umbiegen oder wegleugnen. Adolf Hitler war sicherlich kein Moralapostel, obgleich er eine tiefe innerliche Gottgläubigkeit besaß, aber eine solche Handlungsweise hätte er uns nie verzeihen können.

Es wurde in jener Zeit viel auch von der geschlagenen italienischen Armee gesprochen. Der Friede mit

Rußland stärkte uns in der Hoffnung, daß ebenso bald an der Westfront die weißen Fahnen siegesgewiß hochgezogen würden. Wir fühlten in uns alle die Nähe des langersehnten Friedens. Frieden — Heimwärtsziehen — schon der Gedanke allein gab uns Mut und Zuversicht die wenigen Monate, die der Krieg vielleicht noch dauern würde, auf den Schlachtfeldern Frankreichs geduldig zu ertragen. Wieder das erstemal nach Jahren ein Heimatlied auf den Lippen, zogen die Kampfbataillone des ruhmreichen List-Regimentes in die alte Stellung am Oise-Aisne-Kanal.

* * *

Vier Wochen verbissener Kampf mit den Franzosen, dann setzt sich am 25. März mittags das Regiment in Marsch nach Fourdrain. In den folgenden Nächten biwakierten wir unter freiem Himmel. Aufbruch am nächsten Tag 7 Uhr früh, Vormarsch über La Fere-

Boul ins Waldlager bei Ville. Zwei Tage verteidigten wir die Stellung bei Chiry. Mühsam schleppt sich der ganze Troß weiter. Ein Bild der grenzenlosen Zerstörung zieht an uns vorüber, und wir marschieren — zäh rinnt der Boden unter den holpernden Stiefeln hinweg — marschieren . . . . . Tag für Tag. Bagagewagen und sonstiges Gerümpel bleibt viel stundenweit zurück. Sie kommen nur langsam vorwärts. Artillerie und munitionsbeladene Lastautos drängen uns ununterbrochen von der Straße. Peitschenhiebe sausen auf die gemarterten Pferdekörper nieder. In Schweiß gebadet rauchen ihre Leiber, dann stürzt bald hier bald dort ein Pferd über ein Gewirr von Hindernissen. Mit gebrochenem Bein bleibt es liegen. Der lange Zug der Batterien stockt. Fluchen und Plärren der Kanoniere — einer gibt dem armen Tier den Gnadenschuß — flugs wird umgespannt und rasselnd und polternd rollen die Geschütze auf der granatenzerfetzten Straße weiter. Am 3. Tage ist Amy, am 4. Fontain erreicht. Täglich wurden viele Kilometer zurückgelegt. Hier stoßen wir auf verzweifelten Widerstand der Franzosen. Frankreichs letzte Reserven werden auf Montdidier konzentriert. Uns gegenüber liegt das 1. algerische Zuaven-Regiment. Kämpfe und Leiden zu schildern ist mir nicht möglich, sie würden allein schon ein Buch füllen.

In wenigen Tagen stand in der Feuerzone kein ganzes Haus mehr, nur da und dort blieben Trüm-

merhaufen stumme Zeugen des blutigsten Geschehens, das sich auf dem Erdenrund je abspielte. In hellen Mondscheinnächten ragten die Ruinen im weiten Schlachtfelde gespensterhaft himmelwärts, trauernd um ihre einstige Herrlichkeit.

Wir Meldegänger lagen in den Kellern des arg mitgenommenen Schlosses, vielleicht des Ahnsitzes uralten Adelsgeschlechtes. Der Nachschub von Proviant ist so mangelhaft, daß in den ersten acht Tagen eine wahre Hungersnot ausbricht. Die ganze Meldeläufergruppe mußte mit einem Laib Brot für je einen Tag ausreichen. Da schlichen Hitler und ich bei Dämmerschein oft hinaus und suchten das Terrain ab nach verendetem Vieh. Aus einem nicht gerade mehr frischen Pferdekadaver wurden Stücke geschnitten und mit überglücklichem Herzen unserem Kochkünstler übergeben. Regenpfützen lieferten einigermaßen brauchbares Wasser. Und wenn uns der Ekel bis zum Hals heraufkroch, so überwand ihn der quälende Hunger. Die Mannschaften wurden unruhig. Es war höchste Zeit, daß wir endlich nach 26 Tagen abgelöst wurden.

Ein namenloser Jammer! — Viertägiger Rückmarsch nach Chery les Pouilly. Biwaks bei strömendem Regen steigerten das grauenvolle Elend ins Unendliche. 1200 Mann hatte das Regiment an Toten, Verwundeten und Kranken eingebüßt. Seit dem 16. März hatten wir weder Hemd noch Hose vom Leibe gebracht und heute schrieb man den 1. Mai 1918. Un-

sere Gesichter waren alt geworden, die Augen gerötet von den langen schlaflosen Nächten. Von der Uniform hingen die Fetzen . . . Wer mit vorne lag, dem bleibt das Blutbad und solche Leiden unvergessen. Ein Bild des Krieges wird aus seiner Erinnerung immerdar emporsteigen . . . Montdidier . . .

* * *

Frühling war es inzwischen geworden, wir hatten sein Kommen nicht bemerkt. Das viertemal und wieder ohne Friedensbotschaft. Die Baumkronen leuchteten weithin im Blütenkleid. Diese Wonne und Schönheit nur eines einzigen Tages im Maien hätte ich sollen atmen dürfen in ungestörten Stunden!

Der Körper wurde gepflegt, Wäsche und Kleidungsstücke erneuert. Wir sahen wieder Menschen gleich. Da, plötzlich Lärm und Tumult in unseren Reihen . . .! Ein Eilbefehl — „Sofort die Stellung Anizy-Lizy besetzen!" „Saubagage" . . . „Bluatsschwindel!" gröhlt

ein Zerbrochener der letzten Tage. Beim Abmarsch am 4. Mai war er der erste. Alles schimpfte, jeder tat doch seine Pflicht.

Das stark dezimierte Regiment nimmt die fünf Kilometer breite Front ein. In einem Abstand von fünf und sechs Meter halten die Wackeren jedem Angriff stand. Zehn lange Tage trotz fünfzehnstündigem Trommelfeuer wird kein Fußbreit preisgegeben. Verkrallt und fast eifersüchtig um das bißchen Erde ringen wir mit dem unversöhnlichen Feinde. Die deutsche Artillerie spart Munition für den bevorstehenden Durchbruch über den Chemin des Dames. In den Morgenstunden des 15. Mai lösen uns Truppen der 6. Division ab. Schwindlig und krank durch fortgesetztes Einatmen tödlicher Gase wanken wir zurück. Bewußtlos brechen zwei Meldegänger zusammen . . .

* * *

Die Morgensonne kämpft noch mit wallenden Nebelschleiern. Wir lagen im Waldlager zur Siegfried-

stellung. Der 26. Mai eröffnet den blutigen Reigen der beginnenden Großkampftage. Vorstoß gegen Soissons-Fismes. In der folgenden Nacht bricht das deutsche Trommelfeuer vulkanartig los. Gasschwaden kriechen langsam über französische Gräben, Höhen und Niederungen, alles Leben vernichtend. Der Gegner vermag sich kaum mehr zu wehren. Bergauf, bergab, durch dick und dünn sind wir dem fast Fliehenden auf den Fersen. In vollem Flusse schien der Stellungskrieg in den Bewegungskrieg übergegangen zu sein. Der siegverheißende Tag geht zur Neige. Die hereinfallende Dunkelheit umhüllt das schwerheimgesuchte Land schützend mit ihrem schwarzen Gewand.

Mit Hitler suche ich die überraschend schnell vorstoßenden Kompanien. Scheinwerfer flammen auf und tauchten Weg und Wald in eine Fülle grellen Lichtes. Der Franzmann hatte sich inzwischen wieder gesammelt. Verzweifelt stemmt er sich gegen unseren Ansturm. Wir laufen durch ein tobendes Feuer. Brisanzgranaten schlagen uns entgegen. Ihre Flachwirkung versetzt uns in hellen Wahnsinn. —

Das war mein letzter Meldegang mit Adolf Hitler im Weltkrieg . . . damals . . . es war bei Juvigny.

* * *

Am nächsten Tag wurde ich zur Brigade befohlen. Um 3 Uhr morgens fand ich mich in der Gefechtsstellung dort ein. Die Brigade bewegte sich in Richtung Epagny unaufhaltsam gegen Westen. Ich brachte im Laufe des Vormittags den ersten Brigadebefehl zu meinem Regiment. Da traf ich Hitler. Die Freude war so groß, als hätten wir uns schon Jahre nicht mehr gesehen. Dann fragte mich Hitler, ob es mir in meiner neuen Umgebung gefalle. „Hoffentlich kimmst boild zu uns wieda z'ruck!" waren seine letzten Worte. „Allaweil", warf ich zurück, während wir uns für immer trennten. Ich sollte nicht mehr zurückkehren. Die Schicksalsgöttin hatte bereits über mich das Los geworfen. Der kommende Tag, der letzte im Maien 1918, brachte mir das unerwartete Verhängnis.

Schon den ganzen Vormittag schwirrten nervös die metallenen Geier beutesuchend über unsere Köpfe. Wirrnis und Schrecken verbreiteten ihre Kettenbomben mit Brisanzzünder unter den deutschen Truppen. Halbtot vor Müdigkeit nach einer Befehlsübermittlung zum 17. Regiment fiel ich im Waldlager bei Epagny in tiefen Schlaf. — Plötzlich — eine gewaltige Explosion. — Es war mir, als schlüge jemand mit einem wuchtigen Scheit Holz mir beide Beine ab. Schreckenerfüllt zog ich mich mit den Händen in ein Loch. Die Füße versagten mir den Dienst. Mit letzter Kraft riß ich die blutgetränkten Schuhe und Gamaschen herunter. Welcher Anblick! Jedes Schienbein zweimal gebrochen.

Die Wirkung eines Kettenbomben-Wurfes war verheerend. 27 Mann, 7 davon sofort tot, fielen ihm zum Opfer. Zwei Artilleristen trugen mich im Zeltplan in die Kirche von Juvigny. Neben mir lag ein blutjunger Infanterist. Mit zerfetztem Bauch schrie er stundenlang, bis der erlösende Tod nach seiner Hand griff. Scenen so schauderhaft und traurig spielten sich in diesem Gotteshause ab, wie ich sie bisher nie gesehen habe. Endlich nach 24 qualvollen Stunden erscheint ein Arzt mit Sanitätern. Die Kirche war übervoll mit Verwundeten angepfropft. Inzwischen gingen viele hinüber in die Ewigkeit; kein Geistlicher war gekommen, um sie zu trösten . . .

* * *

Ueber Soissons-Metz-Tübingen kam ich nach viermaliger Operation Ende September ins Reserve-Lazarett 2 nach München. Anfangs November 1918

wurde ich soweit wiederhergestellt, der Genesungskompanie in der Luisenschule überwiesen.

Hier überraschte mich die Revolution.

In der Heimat

Freiheit! Republik! gellte das Revolutionsgeschrei durch die Straßen Münchens. Selbst vor unserer Schule hatte der Aufstand nicht Halt gemacht. Einige junge Krakeeler drangen in die Mannschaftsräume — angebliche Soldatenräte — und erklärten uns im Namen der soeben aus der Taufe gehobenen Republik für entlassen. Der Sturz der Monarchie ging so rasch vor sich, daß ich, fast möchte ich sagen, mit dem Denken nicht mehr mitkam. Soviel brachte das politische Leben täglich Neues mit sich. Ein System war gefallen, das wert war auch noch gestoßen zu werden. Sympathisch stand ich der Republik gegenüber; umso mehr wirkte sie später abstoßend auf mich. Für eine Räteregierung hatten wir nicht geblutet. Die Monarchien, moralisch gerade nicht beispielgebend, waren in-

nerlich morsch geworden, der Abstand zwischen Volk und König zu groß. Das eingebildete Gottesgnadentum trieb zum Größenwahn. Bei den Schmeichlern und Unentbehrlichen des Hofes fing der Mensch erst an Mensch zu sein. Wir, die Aermsten des Volkes, hatten alles hinzugeben, wortlos selbst unser Leben. Durchhalten, Aushalten, Maulhalten raunte man sich in den Schützengräben zu, man hörte es in ganz Deutschland. Die Herrscher haben die Sprache des Volkes nicht verstanden. Sie haben mit uns nicht gelitten, gehungert und geopfert. Das Volksgericht urteilte streng.

Aus dieser Empfindung heraus begrüßte ich den Anbruch einer neuen Zeit. Leider haben nur die Marionetten gewechselt. Wir wurden einer noch schlimmeren Knechtschaft unterjocht. Der Dank des Vaterlandes blieb aus. Ich habe oft Adolf Hitler im Felde nicht verstanden, wenn er den Juden den Drahtzieher alles Unglückes nannte. Wie wir Deutschen schon sind, habe ich Mitleid für dieses vielgelästerte Volk empfunden. Ich kannte die geheimen Fäden hinter den Kulissen des Welttheaters nicht. Und Adolf Hitler hatte auch darin Recht behalten. Jüdische Finanzhyänen schwangen sich auf die verwaisten Throne und beherrschten das Volk mit Goldsceptern. Ihre Geißel schlug dem Volkskörper furchtbarere Wunden, als es früher Könige vermochten.

Ich fuhr am 10. November in meine Heimat. Eine neue, stille Welt hatte sich aufgetan. Der Krieg hatte ein unrühmliches Ende gefunden. Allmählich gewöhnte ich mich in die engen häuslichen Verhältnisse. Meine Geschwister hatten das elterliche Haus bereits verlassen, der jüngste Bruder fiel in den letzten Monaten des Krieges. Französischer Rasen bedeckt sein Grab. So übernahm ich das kleine Häuschen, wie es sich meine Eltern erarbeitet haben. Ein Hausstand wurde gegründet und heute sitzt eine sechsköpfige Kinderschar um den Tisch, immer hungrig.

So gingen leise die Jahre dahin. Im Jahre 1922 lud mich Hitler zu einer Wiedersehensfeier nach München ein. Beim Verlassen der Kirche drängte sich eine dichte Menschenmasse an uns heran unter fortwährenden Heilrufen. Ich konnte mir darüber keine Klarheit verschaffen. Nach seinem Putsch am 8. November 1923 erfuhr ich Näheres über seine Bewegung durch die Zeitungen. In meinem Heimatdorfe fand die Bewegung erst im letzten Jahre Eingang. Die meisten Bauern stehen ihr auch heute schon sympathisch gegenüber. In der letzten Zeit jedoch erfaßte die Idee Hitlers die ganze Umgebung.

Zu Weihnacht 1931 sah ich Hitler nach 9 Jahren zum zweitenmale nach dem Kriege. „Brandmoirl, wo bist denn immer?" war sein erstes Wort. In seinem

Aeußeren hatte er sich sehr verändert, sein inneres Wesen blieb gleich. Wie veränderlich ist alles Irdische! Zwei Menschenschicksale — er wurde der große Führer einer Millionenbewegung — ich blieb der Maurer. Der Krieg hatte uns gleich und gleich gesehen. Die alte Frontkameradschaft war erwacht. In der Stunde unseres Wiedersehens waren wir wieder die zwei Meldegänger.

Gesammelte Gedichte
1751